

NACHRICHTEN

Gültige Papiere für Schutzbedürftige

ASYL. Die Sans-Papier-Anlaufstelle Zürich hat eine Petition mit 4667 Unterschriften eingereicht, die den Aufenthaltsstatus von schutzbedürftigen Personen legalisieren will. Insbesondere von alleinerziehenden Müttern und Jugendlichen in Ausbildung ohne Papiere. Die Forderung liegt nun beim Regierungsrat, der in den nächsten sechs Monaten antworten will. **FMR**

Neue Präsidentin aus dem Libanon

KIRCHE. Najla Kassab wurde zur neuen Präsidentin der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen gewählt. Sie tritt die Nachfolge von Jerry Pillay aus Südafrika an. Die libanesischen Pfarrerinnen forderte in ihrer Rede vor der Generalversammlung der Organisation, der 230 evangelische Kirchen angehören, ein starkes gesellschaftliches Engagement. **FMR**

Gottfried Locher und das Grossmünster

REFORMATION. Die Kirchenpflege Grossmünster ernannt Kirchenbundspräsident Gottfried Locher zum «assoziierten Pfarrer». Damit erhält er keine Anstellung und auch keine Entscheidungskompetenz. Sein Mitwirken in einzelnen Gottesdiensten soll aber den «national ausstrahlenden Charakter der Mutterkirche der Reformation» stärken. **FMR**

Markus Sahli verlässt das Kloster Kappel

BILDUNG. Markus Sahli ist nur noch bis Ende Juni 2018 Theologischer Leiter des Klosters Kappel. Der 58-jährige Theologe wechselt nach acht Jahren beim Bildungshaus der reformierten Kirche des Kantons Zürich nach Luzern, wo er eine Pfarrstelle antritt. **FMR**

AUCH DAS NOCH

Ein bisschen Gluten gehört dazu

ABENDMAHL. Glutenfreie Hostien taxiert der Vatikan als «ungültige Materie». Das an der Eucharistie ausgeteilte Brot müsse ungesäuert sein und aus Weizenmehl bestehen. Starke Allergiker müssen sich beim Abendmahl mit Wein begnügen. Das Beifügen von Honig, Früchten oder Zucker tadeln die katholischen Glaubenshüter als «schweren Missbrauch». Zulässig bleiben dafür glutenarme Spezialhostien. Und auch bei der Gentechnik zeigt sich Rom aufgeschlossen. Genmanipulierte Zutaten für Hostie und Wein sind erlaubt. **FMR**

Kopfkino mit Roy Oppenheim

LESERREISE/ Die Juden und die Schweiz: Am 28. September lädt der Publizist Roy Oppenheim zu einer Exkursion in die Aargauer Gemeinden Lengnau und Endingen ein.



Roy Oppenheim auf dem jüdischen Friedhof: Hier gedenkt man mit Steinen statt Blumen der Toten

Kaum ist Roy Oppenheim vor der Synagoge im aargauischen Lengnau angekommen, legt er los. Mit Witz durchschreitet der 75-jährige Publizist in Siebenmeilen-Stiefeln die Geschichte des Schweizer Judentums, landet schnell im Jahr 1678. Nach dem Dreissigjährigen Krieg fragte man sich auch in der Schweiz: «Wer ist schuld am Krieg?» Die einfache Antwort: die Juden. Die Tagsatzung dekretierte eine judenfreie Schweiz. Der Landvogt von Baden besann sich noch auf einen Kompromiss: Zumindest in Lengnau und Endingen sollten sich Juden ansiedeln dürfen.

BEGNADETER ERZÄHLER. Oppenheim zeigt auf Stelen in der Landschaft, welche die Geschichte trockener als seine eigene Erzählung darstellen. «Die Tafeln haben wir 2009 angebracht, als wir das Projekt «jüdischer Kulturweg» verwirklichten.» Oppenheim gibt sich bescheiden als Mitinitiator des Kulturwegs. Aber es ist spürbar: Er ist dessen Seele, ein Geschichtsvermittler par excellence.

Jetzt steht er vor einem Haus mit Doppeltüre: Da der christliche Besitzer, dort die andere von einer jüdischen Familie bewohnte Haushälfte. «Das ist das Schöne. Die Tagsatzung stellte nur eine Regel auf: Juden und Christen sollten nicht unter dem selben Dach wohnen.» Die Surbtaler wussten sich zu helfen, bauten Häuser mit zwei Eingängen, eine Hälfte mieteten die Juden, denen jeder Landbesitz verboten war. Für Oppenheim ist das ein Lehrstück der Integration.

«Das Spannende: Bei so einem Rundgang geht es nie nur um Geschichte», sagt der Geschichtserklärer. Das Thema streife unvermeidlich Fragen der Gegenwart: Judenhass, Integration von Muslimen, Shoa, Nahost-Konflikt. Aber Oppenheim zügelt seinen Erzählfluss und kramt aus dem Jacket den massiven Synagogenschlüssel heraus, bietet eine Kippa an und sagt: «Man muss sie nicht aufsetzen, aber es tut absolut nicht weh.»

Ein riesiger Raum öffnet sich. Die Synagoge in Lengnau wurde 1847 eingeweiht. Sie zeigt: Damals scheint das

«Die Doppeltüren der jüdisch-christlichen Häuser in Lengnau und Endingen stehen als ein Symbol für die Integration.»

ROY OPPENHEIM

Weshalb die Wipkinger Glocken streikten

GESCHICHTE/ Der Ausschluss eines Militärdienstverweigerers vom ETH-Studium führte am 1. August 1917 in Zürich-Wipkingen zum Skandal. Eine szenische Lesung erinnert hundert Jahre später daran.

Der Erste Weltkrieg hat 1917 die Situation der werktätigen Bevölkerung massiv verschlechtert. Armut und Hunger breiten sich aus, Exportindustrie und Banken hingegen profitieren vom Krieg. Der Widerstand gegen den Krieg wächst.

UND SIE LÄUTEN DOCH. Im April verweigert Max Kleiber, Artillerieleutnant und ein vom religiösen Sozialismus geprägter Pazifist, den Militärdienst. Er wird wegen Dienstverweigerung verurteilt und vom Studium an der ETH ausgeschlossen. Das veranlasst die evangelisch-refor-

mierte Kirchenpflege Wipkingen zu einer ungewöhnlichen Aktion: Sie beschliesst, am Nationalfeiertag 1. August 1917 die Glocken nicht läuten zu lassen.

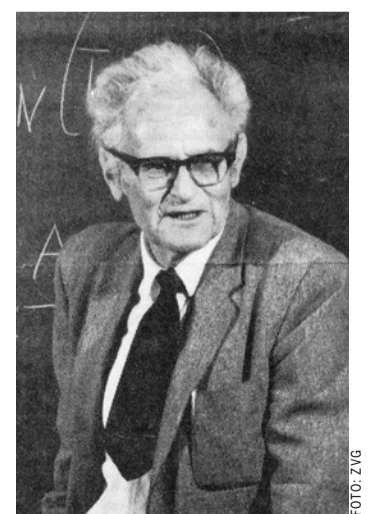
Die Kirchenpflege war damals fest in der Hand der «Religiös-Sozialen», einer innerkirchlichen sozialistischen Strömung, der auch beide Pfarrer angehörten. Der Glockenstreik war ihr Protest «gegen die Umgestaltung des demokratischen Milizheeres in ein bedingungsloses Werkzeug der herrschenden Klasse».

Noch am gleichen Tag brachen bürgerliche Wipkinger jedoch die Tür zum

Kirchturm auf und liessen – mit Verspätung – die Glocken doch noch läuten. Alkoholisiert begingen sie in der Kirche gar arge Sachbeschädigung. Der Skandal war perfekt. Der «Fall Kleiber» sorgte schweizweit für Gesprächsstoff.

DIE RECHTFERTIGUNG. Pfarrer Ernst Altwegg hielt kurz danach eine Rechtfertigungsrede, welche die Wipkinger Kirchengemeindeversammlung dazu brachte, den Glockenstreik nachträglich gutzuheissen. Hundert Jahre später gedenkt Wipkingen der turbulenten Ereignisse. Schauspieler Hanspeter Müller-Droschke trägt, begleitet von historischen Anmerkungen, in einer szenischen Lesung die denkwürdige Rede vor. Sie ist mit einer Vielzahl von Gedanken zu Religion, Politik und Gesellschaft nach wie vor aktuell, etwa vor dem Hintergrund der Zivildienstdebatte. **STEFAN SCHNEITER**

1. August, 20 Uhr, reformierte Kirche Wipkingen, Wibichstrasse 43, freier Eintritt, anschliessend Wurst vom Grill.



Pazifist Max Kleiber auf einer historischen Aufnahme

LESERREISE

Leserreise ins jüdische Surbtal

Die aargauischen Dörfer Endingen und Lengnau spiegeln bis ins 20. Jahrhundert die Geschichte der Schweizer Juden von der Ausgrenzung bis zur Emanzipation wider. Der Publizist Roy Oppenheim und der jüdische Gelehrte Michel Bollag erklären das Synagogen- und Dorfleben, aber auch Bestattungs- und Trauerrituale auf dem jüdischen Friedhof.

INFOS: Die Tour findet am 28. September 2017 statt. Treff: Carparkplatz beim Bahnhof Baden um 9 Uhr. Ende: 16.30 Uhr ebenda.

PREIS: 79 Franken. Führung, Car-Transport ins Surbtal und Mittagessen inklusiv.

ANMELDUNG: Bis 15. August. Teilnehmerzahl ist beschränkt. Verlag reformiert.zürich Tel.: 044 268 50 00 leserangebote@reformiert.info

Landjudentum bereits zu etwas Wohlstand gekommen zu sein. Das trifft aber nicht auf die Familie Guggenheim zu, von der Oppenheim nun erzählt. Simon Meyer Guggenheim wanderte im selben Jahr mausarm aus Lengnau in die USA aus. Seine Familie brachte es in nur drei Generationen zu riesigem Reichtum. Oppenheim hat auch einmal die berühmte Nachfahrerin Peggy Guggenheim in Venedig besucht und viel publiziert zu dieser helvetisch-jüdischen Saga «Vom Tellerwäscher zum Milliardär».

FASZINIERENDE ENGE. Der frühere Kulturfürer des Schweizer Fernsehens fand mit Kunstsammlerinnen wie Peggy Guggenheim rein professionell einen Draht. Aber ihm geht es um mehr. Der Aufstieg der Guggenheims zeigt für ihn die besondere Energie, die der Aufbruch aus der Enge des Surbtals bei den Auswanderern entfesselte. Bei ihm ist es umgekehrt: Er war fasziniert von der Enge, zog in den 1970er-Jahren nach Lengnau. Seither will er diesen Mikrokosmos jüdisch-christlichen Lebens, in dem nur noch wenige Juden leben, bekannt machen. Er ist stolz auf die Amerikaner und Israeli, über Schulklassen und Studentengruppen, die den jüdischen Kulturweg ablaufen: «Ohne Werbung kommen jährlich über 15 000 Individualreisende und wir führen über 300 Gruppen.»

Nun schnell ins Auto zum jüdischen Friedhof der beiden Gemeinden Lengnau und Endingen. Melancholisch stehen die moosgepolsterten Grabsteine auf dem Gottesacker. 1750 wurde er eröffnet. «Ein kleines Wunder, denn die Juden durften kein Land besitzen.» Zuvor mussten sie ihre Toten mit dem Leiterwagen zum Rhein ziehen. Dort gab es eine Insel, Niemandsland, das den Juden als Grabstätte diente. «Auch die Verwandten von Ruth Dreifuss lagen da», erzählt Oppenheim. Die ehemalige Bundesrätin hat die alten Gräber ihrer Vorfahren im Februar besucht. Oppenheim hat auch bei ihr das Kopfkino mit dem Historienfilm in Gang gesetzt. Nun lädt er die reformiert.-Leserinnen und -Leser zu einer spannenden Reise in die Schweizer Geschichte ein. **DELFBUCHER**

Der Tod kommt längst nicht mehr von allein

ETHIK/ Das selbstbestimmte Sterben sei längst die Normalität, sagt Theologe und Ethiker Heinz Rügger. Und die laute Debatte über den von Exit geforderten Bilanzsuizid lenke von den entscheidenden Fragen ab.



«Ich möchte lieber nicht zu Hause sterben»: Heinz Rügger vom Diakoniewerk Neumünster

Wie möchten Sie einmal sterben?

HEINZ RÜGGER: Dank einer guten palliativen Betreuung mit möglichst wenig Schmerzen. Ich möchte eher nicht zu Hause sterben. Nicht meine Familie soll mich betreuen müssen, sondern Fachleute in einer Institution sollen das tun. Dort können mich meine Angehörigen begleiten, aber ich falle ihnen nicht mit schwierigen pflegerischen Aufgaben zur Last. Und ich wünsche mir keine medizinische Hektik. Ich glaube, dass ich im Moment des Sterbens allein sein möchte.

Was helfen solche Fantasien? Es kommt doch ohnehin, wie es kommen muss. Diese fatalistische Haltung finde ich problematisch.

Vielleicht ist es eher Demut als Fatalismus. Die Säkularen sagen, der Tod sei Schicksal. Die religiöse Variante ist, dass der

Herr über Leben und Tod uns zu sich ruft. Beides halte ich für einseitig, weil wir uns damit vor Entscheidungen drücken, die dann vielleicht andere für uns treffen müssen. Untersuchungen zeigen: Fast sechzig Prozent der Menschen in der Schweiz sterben, weil eine Behandlung abgebrochen oder auf neue Therapien verzichtet wird. Der Lausanner Palliativmediziner Gian Domenico Borasio geht sogar von 75 Prozent aus.

Wir suchen uns unseren Tod also selbst aus? Das ist so. Natürlich gibt es Situationen, in denen uns der Tod ereilt. Ein Herzinfarkt, ein Unfall. Aber das ist eher die Ausnahme. Darum müssen wir uns darauf vorbereiten, dass wir uns den Tod aussuchen müssen. Der Arzt darf uns die Entscheidung nicht mehr abnehmen. Das verbietet ihm das neue Erwachsenenschutzrecht von 2013. Ist man ur-

Heinz Rügger, 64

Er ist seit achtzehn Jahren Mitarbeiter der Stiftung Diakoniewerk Neumünster in Zollikerberg (ZH). Der Theologe, Ethiker und Gerontologe arbeitet dort im Institut Neumünster, einem interdisziplinären Kompetenzzentrum für Altersfragen. Mit dem Palliativmediziner Roland Kunz will er zurzeit das Thema «Selbstbestimmtes Sterben» ins Gespräch bringen.

teilsunfähig, und die Kinder sagen, die Mutter möchte noch nicht gehen, dann geht sie auch nicht. Aber vielleicht wissen sie gar nicht, was die Mutter will. Deshalb ist es so wichtig, dass wir über das eigene Sterben nachdenken und mit den Angehörigen darüber reden.

Oder man füllt eine Patientenverfügung aus. Das hilft. Aber sie ersetzt niemals das Gespräch – meine Ansichten und die medizinischen Entwicklungen können sich wandeln. Wir brauchen den Mut, uns immer wieder mit dem eigenen Tod auseinanderzusetzen. Dadurch leben wir auch viel intensiver.

Mit welchen Entscheidungen kann man konfrontiert werden?

Ich hoffe zum Beispiel, dass ich einmal sagen kann: Jetzt ist es Zeit. Diese Lungenentzündung wird nicht mehr mit Antibiotika behandelt, bei einem Nierenversagen möchte ich keine Dialyse und bei einem Herz-Kreislaufstillstand keine Wiederbelebung mehr.

Aber welcher Arzt lässt einen Patienten an einer simplen Lungenentzündung sterben?

Es braucht Mut und ethische Sensibilität von Ärzten, einen Patienten an einer Krankheit sterben zu lassen, wenn diese noch behandelt werden könnte. Manche Menschen haben ein mühsames Sterben, weil sie Phasen vorbeigehen liessen, in denen ein sanfter Tod möglich gewesen wäre. Patienten erwarten zu recht, dass sie über die unterschiedlichen Möglichkeiten des Sterbens informiert werden. Die Ärzte haben hier eine noch viel zu wenig ernstgenommene Aufgabe.

Und sind sie der Verantwortung gewachsen? Oft setzt auch das Gesundheitssystem die falschen Anreize. Welcher Nierenspezialist hat ein Interesse daran, eine Dialyse nicht zu empfehlen? Das ist seine fachliche Spezialität. Und sie bringt seiner

«Es braucht Mut von Ärzten, einen Patienten an einer Krankheit sterben zu lassen, wenn diese noch behandelt werden könnte.»

Abteilung 80 000 Franken im Jahr ein. In einem Pflegeheim mit guten Heimärzten ist die Wahrscheinlichkeit wohl grösser, dass ich die nötige Beratung bekomme. Dort hat man ein weniger gespaltenes Verhältnis zum Sterben als im Akutspital.

Die Debatte um das selbstbestimmte Sterben wird von Exit dominiert.

Ja, und genau das ist absurd. Begleitete Suizide machten 2014 gerade mal 1,2 Prozent aller Sterbefälle aus. Demgegenüber stehen die zwei Drittel aller Fälle, in denen der Verzicht auf lebensverlängernde Massnahmen zum Tod führt. Wir starren wie gebannt auf Exit, statt darüber nachzudenken, was es braucht, um entscheiden zu können, wann und wie man medizinisch begleitet sterben will. Eine breite Diskussion dazu fehlt.

Warum fällt uns diese Diskussion so schwer?

Wahrscheinlich sind wir damit einfach noch überfordert. Wir haben die heutige Langlebigkeit selber herbeigeführt durch zivilisatorische Errungenschaften noch nie dagewesenen Ausmasses. Und wir müssen jetzt den Umgang mit dem Sterben in unserem Gesundheitswesen mit all seinen Möglichkeiten zur Lebensverlängerung neu lernen. Die Kirche kann hier eine wichtige Aufgabe erfüllen und zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Sterben anregen.

Welche Rolle hat Exit in dieser Situation?

Wenn Menschen das Leben nicht mehr ertragen können und es beenden wollen, halte ich es für sinnvoll, dass es Organisationen wie Exit gibt. Diese ermöglichen einen geordneten Suizid und klären mit den Sterbewilligen nochmals, ob sie wirklich alle denkbaren Hilfen zum Leben berücksichtigt haben.

Suizidhilfe für Betagte

An ihrer Generalversammlung vom 17. Juni hat die Sterbehilfeeorganisation Exit einen Antrag angenommen, der die Suizidhilfe weiter liberalisieren will. Eine Kommission klärt nun ab, ob das Sterbemittel Natriumpentobarbital auch an lebensmüde alte Menschen abgegeben werden kann. Gefordert wird ein Zugang ohne ärztliche Diagnose bis hin zur rezeptfreien Abgabe. Heute begleit-

et Exit nur Menschen in den Tod, die an einer schweren Krankheit leiden oder unter mehreren Altersgebrechen, die in ihrer Summe als unzumutbar gelten.

NEUER ANLAUF. Die Debatte um den Bilanzsuizid lancierte Exit bereits vor drei Jahren. Damals schrieb sich der Verein in die Statuten, dass er sich für den Altersfreitod einsetzen und betagten Menschen erleichterten Zugang zu Sterbemitteln verschaffen will.

Macht es für Sie keinen Unterschied, ob sich jemand für Suizid oder den Verzicht auf lebensverlängernde Massnahmen entscheidet?

Ich gehe davon aus, dass Gott uns das Leben als Geschenk gibt. Mit diesem kostbaren Geschenk sollen wir dankbar und verantwortlich umgehen. Ich bin aber genauso überzeugt, dass wir die Freiheit haben, das Geschenk abzugeben, wenn es zu einer nicht mehr tragbaren Belastung wird. Gott zwingt uns nicht zum Leben. Das gilt für mich auch im Falle eines Suizids. Dazu gehört jedoch die Verantwortung, nicht vorschnell zu handeln und sich bewusst zu sein, dass es kein Leben ohne Leiden gibt. Und vor allem: Ich sterbe nicht allein. Ich muss abwägen, was der Entscheid für mein Umfeld bedeutet.

Angehörige berichten, dass sie der Exit-Suizid ihrer Mutter, ihres Vaters extrem belastet hat.

Natürlich kann das sehr belastend sein. Doch das gilt nicht nur für den begleiteten Suizid, es gilt für jedes Sterben, wenn wir unvorbereitet damit konfrontiert werden. Wir setzen uns im Leben zu wenig mit dem Tod auseinander, sind emotional nicht darauf vorbereitet. Wenn Angehörige, ohne den Willen des Betroffenen genau zu kennen, entscheiden müssen, lebensverlängernde Massnahmen abzubrechen, sind manche von ihnen nach solchen Stellvertreterentscheidungen ebenfalls traumatisiert.

Mit dem Bilanzsuizid will Exit jetzt noch weiter gehen und auch ohne ärztliche Diagnose und Rezept lebensmüde alte Menschen in den Tod begleiten.

Ich bin dagegen, dass Exit die in der Schweiz sowieso schon sehr liberalen Möglichkeiten für einen begleiteten Suizid noch erweitert will. Das ist das falsche gesellschaftliche Signal. Mit dem heute zur Norm gewordenen selbstbestimmten – und damit selbst zu verantwortenden – Sterben sowie dem Kostendruck im Gesundheitswesen zeichnet sich eine Tendenz ab, pflegebedürftigen Menschen zu suggerieren: Das ist kein lebenswerter Zustand, beende das doch.

Was kann man dem entgegensetzen?

Es braucht eine neue Gegenkultur, die auch leidendes Leben als lebenswert und würdig annimmt. Wir haben, wie schon gesagt, die heutigen medizinischen Möglichkeiten selber geschaffen. Wenn sich jemand mit 85 für eine lebensverlängernde Therapie entscheidet, weil er noch nicht sterben möchte, hat er das Recht dazu. Genauso wie man sagen darf: Ich mag nicht mehr weiterleben. Solche Entscheide zu treffen ist allerdings sehr anspruchsvoll. Aber es sind Herausforderungen, denen wir uns als Gesellschaft stellen und über die wir diskutieren müssen.

Mit Gottes Hilfe?

Ja, absolut. «Meine Zeit steht in deinen Händen». Das gilt gerade auch für die Zeit, in der ich mündig und dankbar über mein Sterben entscheide. Und meine Zeit steht auch in seinen Händen, wenn ich mit Exit gehe. Unabhängig davon, wie ich sterbe – im christlichen Glauben reicht das Leben immer über den Tod hinaus. **INTERVIEW: CHRISTA AMSTUTZ, FELIX REICH**

Nicht allein sein mit den Problemen

ARBEITSLOSIGKEIT/ Ein Augenschein im Treffpunkt für Stellenlose des reformierten Stadtverbands zeigt: Ältere Arbeitslose erleben oft sehr Schwieriges. Umso hilfreicher ist der Erfahrungsaustausch.

«300 Bewerbungen und keine Einladung zum Vorstellungsgespräch – das höre ich ständig». Daniel Neugart, Präsident des Verbands «Save 50+ Schweiz», referiert im Treffpunkt für stellenlose Fach- und Führungskräfte. Das passt, denn die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer hier gehören zu den «älteren» Arbeitnehmenden. Inzwischen ist man das schon ab vierzig, sagt Neugart.

SCHNELL HANDELN. Zuvor gab es zum Einstieg wie bei den Treffen üblich einen kurzen spirituellen Impuls von jemandem aus der Gruppe. Der heute Zuständige las eine Weisheitsgeschichte von einem Indianer auf Grossestadtbesuch vor. Er war jahrelang Kundenberater bei einer Privatbank und ist seit Januar stellen-

los und ein Job-Coaching gemacht und inzwischen mindestens sechzig Bewerbungen geschrieben. Eigentlich hat er damit alles richtig gemacht. «Wer in unserem Alter den Job verliert, muss von Anfang an alle Hebel in Bewegung setzen», sagt Neugart. Immer noch sei den Leuten viel zu wenig bewusst, wie gefährlich diese Ausgangslage sei. Hilfe könne man von nirgendwo erwarten, man müsse sich selber helfen.

«Wie geht es euch?», fragt Neugart die Runde. Den Umständen entsprechend gut, finden die meisten und schildern ihre Jobbemühungen. Unmut über die Untätigkeit der Politik wird geäussert. Die Kränkung, trotz guter Ausbildung und viel Erfahrung nicht mehr gefragt zu sein auf dem Arbeitsmarkt, ist nur verhalten spürbar. Man will hier nicht einfach nur jammern.

Eine Frau schildert knapp, dass sie fürchte, am Ende des Sommers in ein Loch zu fallen, weil dann die Aussteuerung anstehe. Eine andere erzählt, wie sie neu Freiwilligenarbeit leiste, um den Tag zu strukturieren. Es gibt aber auch gute Neuigkeiten: Ein Teilnehmer, früher Verkäufer, berichtet, dass er wahrscheinlich bei einer Sicherheitsfirma eine Stelle bekommen wird.

DURCHMISCHTES PUBLIKUM. Neugart betont: Die meisten älteren Arbeitslosen fänden wieder eine Stelle, es dauere einfach länger, und man müsse auch den Mut haben, mehrere Jobs zu kombinieren. Was auffällt: Der Umgang miteinander



Moderator Christian Thomen und das Leitungsteam mit Myrta Ruf und Hans-Peter Murbach

der in der Runde ist sehr respektvoll und herzlich. Hier sitzen Menschen zusammen, die sich sonst vielleicht nie kennengelernt hätten, und irgendwie scheinen das alle zu schätzen. Inzwischen gibt es jeden Monat auch einen Freitagsstamm, von Teilnehmern ins Leben gerufen.

«Bei uns finden sich die unterschiedlichsten Berufsgattungen und Bildungsniveaus, Leute, die erst kurz arbeitslos sind, wie solche, die schon ausgesteuert sind», erzählt Myrta Ruf. Vor zwölf Jahren, als sie Vorstandsmitglied beim reformierten Stadtverband war, hat die pensionierte Erwachsenenbildnerin den Treffpunkt initiiert. Hans-Peter Murbach, damals noch Geschäftsleiter der Internet-

seelsorge, hat das Projekt mit aufgebaut. Zuvor machte er selber Erfahrungen mit Arbeitslosigkeit. Der Elektroingenieur verlor mit 53 seine langjährige Stelle. Die beiden arbeiten ehrenamtlich, unterstützt von Moderator Christian Thomen, einem ehemaligen Psychologen.

EINANDER AUFBAUEN. Bei den Treffen wird darauf geachtet, dass die Teilnehmer zwar offen über ihre Sorgen sprechen können, einander aber nicht nur belasten, sondern auch aufbauen. Darum werden oft auch Themen ausserhalb der Arbeitslosigkeit behandelt, sagt Myrta Ruf. «Ich staune immer wieder, wie gut die Stimmung ist.» **CHRISTA AMSTUTZ**

«Ich staune immer wieder, wie gut die Stimmung ist, trotz der schwierigen Situation, in der die Arbeitssuchenden stecken.»

.....

MYRTA RUF

los. Die ausländische Bank hat ihr Tochterunternehmen in Zürich aufgegeben, hundert weitere Leute verloren ihre Arbeit. Den typisch dezent-eleganten Anzug trägt der 53-Jährige auch hier im einfachen Raum im reformierten Kirchgemeindehaus in Oerlikon. Nach der Kündigung hat sich der Banker keine Pause gegönnt, sofort eine Laufbahnberatung

Aramäer in der Türkei bangen um kirchlichen Besitz

TÜRKEI/ Eine Verwaltungsreform gibt den Behörden den Vorwand, teils leer stehende Kirchen und Klöster der syrisch-orthodoxen Aramäer in Südostanatolien zu enteignen.



Mor Gabriel: Urchristliche Bastion

Im Klostergarten von St. Avgin in Arth im Schatten der Rigi ertönt ein vielstimmiger Singsang. «So soll es sein», singen aramäische Kinder und Jugendliche, die bunt zusammengewürfelt aus der Schweiz, Belgien und Deutschland hier im Sommercamp sind. Warum dreissig Jugendliche statt Badi oder Fussballspielen ihre Ferien hinter Klostermauern verbringen, ergibt sich aus ihrem Glauben: Sie sind syrisch-orthodox und die lange Verfolgungsgeschichte dieser christlichen Syrer bildet den besonderen Kitt, der durch Vertreibungen in Syrien und Irak noch stärker geworden ist.

ZWANGSKONFISZIERUNG. Auch die jüngsten Schlagzeilen aus der Türkei geben den Jugendlichen einen Stich ins Herz, stärkt sie aber dabei, die alte Sprache ihrer Vorfahren, die schon Jesus gesprochen hat, zu lernen. In der Türkei wird nicht nur die aramäische Sprache von den Behörden scheel angeschaut. Die re-

«Die Behörden nehmen die enteigneten Gebäude vorderhand nicht an sich, können das aber jederzeit tun.»

.....

MALFONO ISA

gionale Provinzbehörde von Mardin in Südostanatolien hat im vergangenen Juni fünfzig syrisch-orthodoxe Immobilien im Zuge einer Verwaltungsreform konfisziert: Kirchen, Klöster und Friedhöfe, die bisher nicht ins Kataster eingetragen waren. Viele Dörfer und kirchliche Liegenschaften stehen leer und laden zum jetzigen Zwangszugriff ein. Zerrieben zwischen den Fronten der türkischen Armee und der kurdischen Guerilla PKK haben Zehntausende der Christen dem Tur Abdin, dem Herzland der Syrisch-Orthodoxen, den Rücken gekehrt. Lebten dort 1961 über 100 000 Syrer, sind es heute weniger als 6000.

Erzdiakon Malfono Isa dient seit fünfzig Jahren als «Knecht Gottes» im Zentrum der Gebirgsregion Tur Abdin, im Kloster Mor Gabriel nahe der syrischen Grenze. Seit vier Jahren kämpft das Kloster, das zu den bedeutendsten heiligen Stätten der Syrisch-Orthodoxen gehört, um seine Landrechte vor dem Europäischen Gerichtshof in Strassburg.

Und nun haben die Regionalfürsten der Regierungspartei AKP in der Bezirkshauptstadt Mardin die syrisch-orthodoxen Ländereien zum Gemeindegut erklärt. Sie wollten sie der staatlichen Religionsbehörde Diyanet zuschanzen. Vorderhand will Diyanet aber davon nichts wissen. «Fakt ist indes, dass die Grundstücke nun kommunaler Boden sind

und die Behörden sie jederzeit an sich nehmen und umnutzen können, wenn sie wollen», sagt Malfono Isa. Es sei ein Wechselbad. «Wenn der Druck vom Ausland gross wird, sagt die Religionsbehörde: Wir wollen die Liegenschaften nicht. Aber das kann sich schnell ändern.» Das Kloster, so Malfono Isa, strebe deshalb eine friedliche Verhandlungslösung an. «Hoffentlich können wir uns den Gang vors Gericht ersparen.»

RECHTSUNSICHERHEIT. Malfono erinnert daran, dass sich beim Amtsantritt von Staatschef Erdogan die Sache für die türkischen Christen zuerst besserte. «Plötzlich durften wir unsere Grundstücke registrieren.» Nun würden aber wieder die alten Rechtsunsicherheiten eingeführt. Natürlich ist der alte Kirchenlehrer, von dem so viele Bischöfe, Priester und Messdiener ausgebildet wurden, auch Kirchendiplomat. Er hält sich zurück, die Religionspolitik Erdogans zu kommentieren. Der Historiker und Türkei-Experte Hans-Lukas Kieser kann sich freimütiger äussern: «Jetzt konturiert sich in aller Schärfe, dass Erdogan die militant islamistischen Ansichten seiner Jugend nie wirklich überwunden hat und zudem osmanische Sultan-Kalife zum Vorbild nimmt.» **DELFBUCHER**

Interview Kieser: www.reformiert.info/kieser

KÖRPER/ Lukas Neuenschwander wünscht sich Freiräume zwischen den Kategorien «Mann» und «Frau».
SEELSORGE/ Markus Giger vermisst jene Menschen in der Kirche, die sich einst zu Jesus hingezogen fühlten.



Gefangen im Zwang zur Freiheit

ESSAY/ Gefängnisse gibt es viele. Nicht alle haben Gitter. Zuweilen führt auch der von Marketingstrategen und Ratgebern beworbene Freiheitsdrang in die Gefangenschaft.

Fotos: Ephraim Bieri

Was weiss ich als Durchschnittsschweizerin denn schon vom Gefangensein? Mit welcher Faser meines Seins kann ich nachempfinden, was Menschen erleben, die in einer Stadt eingekesselt leben müssen, gefangen in einem Kellerloch, weil rundherum der Krieg tobt? Was weiss ich Verschonte von Schicksalsschlägen, die einen Menschen nach einem Unfall oder durch eine Krankheit in seinem Körper einsperren und ihn gefangen nehmen in Immobilität oder Schmerz?

SELBER SCHULD. Fast banal wirken daneben Gefangenschaften, die scheinbar selbstgewählt sind: Etwa das Gefangensein in unglücklichen Beziehungen, in unpassenden Lebensumständen oder in einer Sucht. «Befrei dich», raten psychologische Ratgeber. «Lass los, was dir nicht gut tut. Du bist die Herrin in deinem Haus, wer sonst als du könnte dich befreien vom Gefühl des Gefangenseins?» Damit scheint klar: Wer sich gefangen nehmen lässt, ist selber schuld.

Natürlich ist da etwas Wahres dran. Doch nicht alle, die sich in unserer frei-

heitlichen Gesellschaft unfrei oder gar gefangen fühlen, haben schon ein Problem, von dem sie sich befreien müssen.

FREI SEIN ÜBER ALLES. Freisein ist heute Lifestyle. Wann und wo wir wollen, können wir kommunizieren. Und wir tun es, auch in der Nacht bleibt das Handy eingeschaltet. Überall können wir einkaufen, auch wenn wir schon vieles haben, diese Freiheit lassen wir uns nicht nehmen. Es ist Belohnung dafür, dass wir bei der Arbeit alles und noch mehr geben. Wir beuten uns selber rücksichtslos aus. Und das freiwillig. Wir brauchen keinen Chef mehr, der uns antreibt. In der Leistungsgesellschaft übernehmen wir das selber. Wir nehmen uns gefangen, weil wir dazu gehören wollen: für Status, Besitz und Schönheit sind wir bereit, fast alles zu tun. Und diesen Zwang nehmen wir auch noch als Freiheit wahr. Eine Freiheit jedoch, für die wir einen hohen Preis bezahlen.

Die Selbstaussbeutung hinterlässt nämlich Spuren, in der Seele wie im Körper. Und diese Spuren zu lesen, lohnt sich.

«reformiert.» hat für dieses Dossier einen Tänzer eingeladen. Er tanzte und suchte nach Bewegungen, die ausdrücken, was die Gefangenschaft im Körper auslöst: Kontraktion und Enge. Überall spannte er die Muskeln an: im Bauch, im Brustraum und im Hals. Er presste die Zähne zusammen, hielt den Atem an, spannte Arme und Beine und krümmte sich. Um dann, im Moment der höchsten Anspannung, loszulassen, aufzuatmen und erschöpft in eine Entspannung zu fallen, in der er gefühllos auf dem nackten Boden liegen blieb.

DER ERFÜLLTE LEERE RAUM. Der Körper ist eine verlässliche Referenz. Mit ihm leben wir unser Leben. In ihm bildet sich alles ab, was uns bewegt. Und der Körper ist es auch, der uns signalisiert, wenn es zu viel ist. Zu viel Kommunikation, zu viel Arbeit, zu viel Konsum. Dann stellt er auf stur: lässt das Herz rasen und den Kopf dröhnen, verweigert die Verdauung und der Rücken schmerzt. Dann beißen wir auf die Zähne, spannen uns an und geben noch das Allerletzte. Bis gar nichts

mehr geht. Das habe ich selber erlebt. So einsam und gefangen fühlte ich mich nie zuvor. Ich musste reden: mit Freunden, mit dem Hausarzt, mit guten Zuhörern. Ich setzte mich in eine Kirche, einfach so und staunte, wie still es auf einmal war, wie kühl, so dass ich in die Jacke schlüpfen musste. Kein Mensch war da ausser mir und dennoch war der Raum voll. Voll von Zuneigung und Verständnis. Und die Jacke wärmte mich bis ganz nach innen. Ich war so froh. **KATHARINA KILCHENMANN**

Video

Für einmal liess «reformiert.» sein Dossierthema tanzen. Dank der Koordination des Fotografen Ephraim Bieri setzte der Tänzer Willer Rocha die Motive des Themas «Gefangen» in Bewegungen um. Der 21-jährige Brasilianer hat einen Vertrag bei der «Cine-

vox Junior Company» in Neuhausen, die junge Tänzerinnen und Tänzer beim Start ins Berufsleben unterstützt. Choreografie bei der Performance, die im Video von «reformiert.» zu sehen ist, führte Martina Langmann von «Cinevox Junior Company».

reformiert.info/tanz



«Meine Heimat ist heute ein Freiluftgefängnis»



MENSCHENRECHTE/ Der türkische Journalist Yavuz Baydar verliess die Türkei keine zwei Tage nach dem Putschversuch vor einem Jahr. Er sah für sich keine Zukunft in einem Land, in dem er nicht frei seine Meinung äussern kann. Heute lebt der Journalist im Exil und fühlt sich befreit.

«Die Türkei ist für Journalisten, Akademiker und Anwälte ein Freiluftgefängnis geworden», sagt Yavuz Baydar am Telefon. «Neunzig Prozent der türkischen Medien unterliegen der Selbstzensur. Und Selbstzensur bedeutet, sich selbst einzusperren.» Der 59-jährige Türke arbeitet seit 35 Jahren als Journalist. Er schrieb für die türkischen Zeitungen Yeni Yüzyil, Milliyet, Sabah und Todays Zaman, gründete die unabhängige Medienplattform P24 und war bei CNN Türk sowie TRT-Haber. Heute lebt Baydar ausserhalb der Türkei und schreibt für die englische Zeitung «The Guardian», die Spanische «El País» und veröffentlicht in der «Süddeutschen Zeitung» als Gastautor ein türkisches Tagesbuch.

FLUCHT VOR DEN BARBAREN. In den frühen Morgenstunden des 16. Juli 2016 setzte sich der Journalist an seinen Arbeitstisch und überlegte, welche Möglichkeiten ihm blieben. «Der Putschversuch war noch in vollem Gange. Doch bereits jetzt wusste ich, dieser Aufruhr wird unsere Freiheit beeinflussen.»

Für Baydar war klar: Wer auch immer als Sieger hervorgeht, würde als Erstes Journalisten und Akademiker zum Schweigen bringen. «Wollte ich auf die Barbaren warten? Nein!» Baydar könnte sich nicht vorstellen, weiter in der Türkei als Journalist zu arbeiten. Keine 48 Stunden vergingen, und er verliess das Land.

Die Situation sei bereits vor dem Putschversuch sehr schwierig gewesen, sagt Baydar, der auch der erste türkische Medienombudsman war, im Rückblick. Über 7000 Journalisten hätten seit 2013

ihre Stelle verloren. «Sie hatten kein Einkommen mehr oder kamen ins Gefängnis», sagt Yavuz Baydar. Gemäss der Nichtregierungsorganisation «Reporter ohne Grenzen» gehört die Türkei inzwischen zu den Ländern mit den meisten inhaftierten Journalisten weltweit. Nach dem Putschversuch im letzten Jahr seien über 100 Journalisten verhaftet, etwa 150 Medien geschlossen und mehr als 700 Presseausweise annulliert worden.

Baydar hat auch Kollegen und Freunde dazu ermutigt, das Land zu verlassen. Nicht alle folgten seinem Rat und blieben in der Türkei. «Zwölf Monate nach dem Putschversuch fühlen sich die Menschen in ihrem Land der Freiheit beraubt, sie sind in einer Situation gefangen, aus der sie keinen Ausweg sehen.»

Für Baydar ist Freiheit noch mehr als Selbstbestimmung. «Freiheit bedeutet Hoffnung.» Würde ein Aspekt der Freiheit beeinträchtigt, wie etwa das Recht zu demonstrieren, seien auch andere Bereiche schnell davon betroffen.

ENDLICH WIEDER SAUERSTOFF. Nicht nur in der Türkei, auch in Ungarn oder den USA spüre die Bevölkerung die «vergiftete» Atmosphäre, die ihre Freiheit gefährde, sagt Baydar. «Autoritäre Regierungen sind Monster. Sie zerstören alles, was sich ihnen in den Weg stellt.»

Baydar fühlt sich nun als Journalist im Exil nicht mehr gefangen, denn er kann der Tätigkeit nachgehen, die ihm wichtig ist: Er kann berichten und kommentieren. «Ein Journalist ohne das Recht auf freie Meinungsäusserung ist wie ein Wesen ohne Sauerstoff.» NICOLA MOHLER

«Sozialen Druck nicht zu erkennen, kann befreien»



AUTISMUS/ Seit dem Film «Rain Man» aus dem Jahr 1988 ist Autismus fast allen ein Begriff. Viele denken dabei an hochbegabte Sonderlinge, die in ihrer eigenen Welt gefangen sind. Stimmt das? Matthias Huber räumt mit dem Vorurteil auf und erklärt, warum eher das Gegenteil zutrifft.

«Menschen mit Autismus können oft nur ihre eigene Welt genau erkennen», sagt Matthias Huber. «Die Aussenwelt nehmen sie häufig nur in Teilen wahr, verschwommen, chaotisch und logisch nicht nachvollziehbar.» Der Psychologe arbeitet im Fachbereich Autismus an der Universitätsklinik für Kinder, Jugendpsychiatrie und Psychotherapie UPD AG Bern. Aber nicht nur von Berufes wegen befasst er sich mit der Diagnose Autismus. Huber ist selber Autist und weiss, wovon er spricht. «Es gibt Autisten, die schwer beeinträchtigt sind, auch kognitiv, und trotzdem ein reiches Innenleben haben. Und solche, die weniger stark betroffen sind, manche mit überdurchschnittlich kognitiven Fähigkeiten.»

Zu Letzteren gehört Huber. Als Kind vermied er den Kontakt zu anderen, war lieber allein. Dank seines guten Umfelds konnte er sein Potenzial dennoch entfalten und mit einem Stipendium der Stiftung zur Förderung körper- und sinnesbehinderter Hochbegabter Vaduz studieren. Heute vermittelt er mit Vorträgen im In- und Ausland zwischen herkömmlich Wahrnehmenden und Autisten.

ALLTAG NACH PLAN. Eine Inselbegabung, wie die von Dustin Hoffman im Film «Rain Man» gespielte Figur aufweist, hätten nur ein paar Prozent der Autisten. «Das sind jene, die etwa den Kalender auswendig können oder Mathegenies sind.» Was hingegen alle Autisten verbindet, ist das Etikett, in der eigenen Welt gefangen zu sein. Trifft dies zu? «Autisten können sehr wohl in ihren eigenen Abläufen gefangen sein», erklärt

Huber. Das passiere zum Beispiel dann, wenn sie kein «verbindliches Umfeld» vorfinden. Denn der Alltag von autistischen Menschen müsse bis ins Detail sinnvoll strukturiert und vorhersehbar sein. «Treffen sie auf Spontanes und Intuitives, bringt sie das in Stress und Not.» Frei könne sich nur fühlen, wer auch eine Wahl habe, betont Huber. Und diese Wahlfreiheit müsse durch die Umwelt gegeben sein. Zum Beispiel in Familie und Schule: «Die Lebensbedingungen müssen dem Autisten angepasst werden und nicht der Autist den Lebensbedingungen. Sonst erfahren sich Betroffene stets als hilflos und gefangen.»

IMMER DAS DETAIL IM BLICK. Autismus ist aber kein Defizit. Huber spricht von «Wahrnehmungsbesonderheiten in allen Sinneskanälen». Autisten fokussieren aufs Detail, statt das Ganze zu sehen. «An einem Hund fällt ihnen etwa nur der eine Punkt auf im Fell statt das ganze Tier.» Für Betroffene ist es zudem schwierig, non-verbale Codes zu deuten. «Fragt jemand einen Autisten: Hast Du ein Lieblingsessen? sagt er als logische Antwort etwa: Ja. Er weiss aber nicht, dass er auch sagen sollte, welches.» Solche sozialen Normen und Konventionen müssen Menschen mit Autismus auswendig lernen, was sie oft viel Anstrengung koste.

Huber fällt auf, dass Menschen ohne Autismus «stark abhängig sind vom Eindruck anderer Menschen und somit nicht wirklich frei in ihrem Dasein». Autisten hingegen würden den sozialen Druck oft gar nicht erkennen. «Das kann auch befreiend sein.» SANDRA HOHENDAHLE-TESSCH



«Oft ist das Geschlecht im Leben irrelevant»



TRANSGENDER/ Pädagogik-Student Lukas Neuenschwander wurde in einem weiblichen Körper geboren, fühlt sich aber eher als Mann. Er tat sich schwer, sich in Geschlechtskategorien einzuordnen, und litt darunter, dass die Gesellschaft derart Mühe hat mit den Zwischenräumen.

Hinter Lukas Neuenschwanders Bürotisch steht kistenweise Orangensaft. Das neue Semester an der Pädagogischen Hochschule Bern naht, die Vereinigung der Studierenden, in deren Vorstand er ist, wird die neuen Studentinnen und Studenten mit einem Apéro begrüssen.

Obwohl Neuenschwander an der Schule so engagiert ist, befindet er sich auf dem Absprung. Als er vor sechs Monaten in der Schule, wo er ein Praktikum antrat, an einem Elternabend erzählte, dass er ein Transmann ist, fühlte er sich zur Schau gestellt. Dass die Schule seine Geschlechtsidentität aktiv kommunizieren wollte, hatte er zuerst begrüsst, doch dann empfand er den Anlass mehr als Vorsichtsmassnahme denn als Bekenntnis. Niemand sollte der Schule den Vorwurf machen, sie hätte etwas verheimlicht. Er sagt: «Ich erkannte in diesem Moment, dass ich nicht will, dass man Strategien ausarbeitet, damit über Identität gesprochen werden kann.»

EIN GEFÜHL DER ENGE. Die meisten Eltern reagierten zwar positiv, doch Neuenschwander ging es danach nicht gut. Der Druck, sein Geschlechtsempfinden ständig thematisieren zu müssen, machte ihm zu schaffen. Bald brach er das Praktikum ab. Nun wird er nur die Ausbildung zum Fachlehrer Mathematik beenden. Anschliessend will er Kindererzieher lernen. An einem Ort, wo er schon einmal jobbte. Dort darf er frei entscheiden, ob und wie viel er über seine Geschlechtsidentität preisgeben will.

Lukas Neuenschwander wurde in einem Körper mit den Merkmalen eines

Mädchens geboren und sozialisiert. Früh fühlte er sich eingeeignet: «Wie ich mich wahrnehme, stimmt eher mit den Vorstellungen von Männlichkeit überein, obwohl ich mich in Männergruppen nicht gänzlich zugehörig fühle.» Geschlecht sei ein breites Spektrum zwischen der Kategorie «Frau» und «Mann». Warum die Kategorisierung schon beginne, wenn ein Kind noch im Bauch der Mutter stecke, versteht er nicht. «Oft ist das Geschlecht im Leben irrelevant.» Jedes Formular fragt trotzdem danach.

DER KOMPROMISS. Als ein Bekannter ihn vor vier Jahren an den Trans-Stammtisch in Bern mitnahm, fühlte er sich zum ersten Mal zugehörig. Bis dahin war nur eine Freundin eingeweiht, seine Eltern informierte er erst später. Sie akzeptierten diesen Schritt. Die neue Zugehörigkeit brachte den Prozess seiner Identitätsfindung ins Rollen. «Ich lernte, dass sich Geschlecht nicht in zwei Kategorien einteilen lässt und ich mich nicht ganz in einer der beiden finden kann.»

Nun entschloss sich Neuenschwander zu einem Kompromiss zwischen seinem Empfinden und dem gesellschaftlichen Bedürfnis, Menschen einem Geschlecht zuzuordnen. Seit Februar nimmt er Hormone, seine Stimme, aufgrund der Fremde ihn als Frau ansprachen, ist tiefer geworden. Heute ist ihm wohler, da er weniger Verwirrung stiftet. Er wünscht sich, dass die Gesellschaft das breite Spektrum zwischen Frau und Mann akzeptiert. «Doch in einem ersten Schritt muss die Stigmatisierung von Transmenschen ein Ende finden.» ANOUK HOLTHUIZEN

«Zu viel Besitz macht bequem und unfrei»



BESITZ/ Sonja Krauer hat ein abgeschlossenes Studium, arbeitet aber als Verkäuferin und Masseurin. Sie besitzt nicht viel – und gerade das ermöglicht ihr die Freiheit, ihr Leben so zu leben, wie sie es will. Mit mehr Eigentum fühlte sie sich in der Bequemlichkeit gefangen.

Ein Schreibtisch, eine Kommode, ein Massagefuton, ein paar Tassen, zwei Schlüsselchen, zählt Sonja Krauer auf: Das gehöre zu ihrem Eigentum. Eine Tasche und eine Velopumpe. Und: «Mein Velo, das habe ich, seit ich acht Jahre alt bin», sagt die 26-Jährige und ergänzt: «Ja, am Anfang war es noch ein bisschen gross.» Sieben Paar Schuhe, rechnet sie im Kopf zusammen, weist auf die Sandalen, lacht: «Das ist eines der zwei Paare davon, die langsam auseinanderfallen.»

Dass sie zum Gespräch einfach mit dem erscheint, was sie auf sich trägt ohne Tasche, Rucksack, Fahrzeug, Jacke, ist nicht nur der sommerlichen Wärme und dem Zufall geschuldet. Es zeigt ihre grundsätzliche Haltung: «Für mich macht es keinen Sinn, mehr zu haben.»

FREIHEIT DER BESCHRÄNKUNG. Ihr Weg zum Minimalistischen war nicht vorgegeben. Aufgewachsen im Berner Oberland, absolvierte sie das Gymnasium und ein Bachelor-Studium der Religionswissenschaften und Englisch. Lange habe sie an einen üblichen Lebenslauf gedacht: Studium, Job, Familie. Erst gegen Ende des Studiums realisierte Sonja Krauer, dass sie viel freier ist in der Wahl des Weges. Zudem fühlte sie sich unwohl in der akademischen Welt. Schliesslich wurde sie selbstständige klassische Masseurin und bildet sich zurzeit in Shiatsu weiter. Daneben arbeitet sie als Verkäuferin von Lebensmitteln im kleinen Matte-Lädli in der Stadt Bern.

Sonja Krauer hat sich nicht nur befreit von fremden und eigenen Erwartungen. Nur schon ihr Lohn erlaubt ihr kein Le-

ben auf grossem Fuss. Gefangen in den beschränkten Möglichkeiten fühlt sie sich deshalb nicht. Eher das Gegenteil: «Freiheit bedeutet für mich zu leben, wie ich es möchte. Und gerade dies fällt mir mit wenigen Dingen leichter.»

MACHT DER GEWOHNHEIT. Mehr zu besitzen erleichtere nicht und mache nicht glücklicher. Davon ist Sonja Krauer überzeugt, aus eigener Erfahrung und von der Beobachtung anderer. «Wenn man sich mal ein etwas gewöhnt hat, ist es schwierig, davon wegzukommen. Man ergibt sich schnell der Bequemlichkeit. Das macht unfrei.» Als befreiend empfindet sie zudem die Gewissheit, für den Rest des Lebens mit so wenig leben zu können, wie sie es jetzt tut.

Die günstige Genossenschaftswohnung in einem kleinen Mehrfamilienhaus teilt sie sich mit einer Mitbewohnerin. Doch selbst wenn sie es sich durchaus als schön vorstellt, in einem grossen alten Haus leben zu können: Der Standard in der Schweiz sei zu hoch, stellt sie fest. «Es macht auch ökologisch keinen Sinn, so viel zu haben, wie es in der Schweiz im Durchschnitt der Fall ist. Zudem wäre das nie für alle Menschen auf der Welt möglich.» So werde sie manchmal auch wütend, wenn sie Leute klagen höre, wie wenig sie verdienten. «Tatsächlich weniger zu haben, würde uns helfen zu verstehen, wie es für viele andere ist.»

Im Verlauf des Gesprächs kommt Sonja Krauer in den Sinn, dass sie noch eine Gitarre hat. «Occasion für fünfzig Franken online gekauft – willst du sie? Ich brauche sie nicht.» MARIUS SCHÄREN

«Die Freaks, für die Jesus attraktiv war, fehlen der Kirche»

THEOLOGIE/ Pfarrer Markus Giger spricht über seinen Passionsweg in der Seelsorge, die klösterliche Wirkung der Untersuchungshaft und die moralischen Forderungen, in denen die Kirche gefangen ist.



«Dann wären wir in der Streetchurch sehr schnell sehr einsam»: Pfarrer Markus Giger

Fühlen Sie sich manchmal gefangen?

MARKUS GIGER: Zunehmend fühle ich mich im Amt des Pfarrers gefangen. Ich werde nicht nur als Person Markus Giger wahrgenommen, sondern immer auch als Pfarrer Markus Giger. Oft rechtfertigen sich Leute ungefragt, dass sie aus der Kirche ausgetreten sind, oder Gespräche werden schnell seelsorgerisch. An Apéros oder an einem Fest achte ich inzwischen darauf, dass wir nicht zu schnell auf den Beruf zu reden kommen.

Sie wären lieber gar nicht mehr Pfarrer?

Menschen als Vertrauensperson begleiten zu dürfen, erachte ich weiterhin als Privileg. Und ich weiss, dass mir mein

Amt Türen zu Menschen und Institutionen öffnet. Aber manchmal empfinde ich es als hinderlich. Ich bin wohl gefangen in meiner eigenen Rollendefinition, wie ich als landeskirchlicher Pfarrer zu sein habe. Zudem bin ich in einem Alter, in dem ich zurück und nach vorne schaue. Ich merke jetzt, da unsere Tochter die Lehrabschlussprüfung bestanden hat, wie sehr meine Frau und ich uns übers Elternsein definiert haben. Verantwortung zu tragen, kann auch einengen.

Wann kippt das Eingebundensein in ein Gefühl des Gefangenseins?

Wenn die Erwartungen, die an mich herangetragen werden, und das, was ich

Markus Giger, 49

Der reformierte Pfarrer ist theologischer Leiter Streetchurch in Zürich. Sie bietet neben Gottesdiensten Sozialberatung, Beschäftigungsprogramme und begleitetes Wohnen an. Giger ist zudem Gefängnisseelsorger für jugendliche Straftäter. Er ist verheiratet und Vater von zwei Kindern.

geben will, nicht mehr zusammenpassen. Wenn ich nur noch den Pfarrer geben würde, statt ihn zu sein, wäre es Zeit, mich aus der Situation zu befreien.

Kann Sie Ihr Glaube aus dem Gefühl des Gefangenseins befreien?

Mir ist wichtig, meine Spiritualität zu hinterfragen. Begegnungen mit Menschen in der Streetchurch, die nicht kirchlich sozialisiert sind, haben mich verändert. Durch die oft jahrelange Begleitung von jungen Menschen mit gebrochenen Biografien musste ich mit gewissen Annahmen aus dem evangelikalen Umfeld meiner Jugend brechen. Die Menschen hier entsprechen nicht den traditionellen Erwartungen, die in vielen Kirchen an einen «guten Christen» gestellt werden.

Sind die Kirchen in ihren moralischen Vorstellungen gefangen?

Sie sind gefangen in ihren moralischen Erwartungen und damit nicht mehr frei für die Menschen, wie sie nun einmal sind. Jesus hatte etwas, das die Menschen fesselte. Er nahm jeden als wertvolles Individuum wahr und beurteilte ihn nicht aufgrund seiner Taten oder seiner sozialen Stellung. Das machte ihn für jene Menschen attraktiv, die wir heute in der Kirche kaum mehr finden: die Freaks, die Gescheiterten, die Unangepassten.

Sie vermissen den jesuanischen Geist?

Meine theologische Auseinandersetzung in den letzten Jahren hat mich zur Frage geführt: Sind wir Jesus zugehörig oder Paulus hörig? Paulus, der überragende Theologe des Urchristentums, hat in seinen Briefen den christlichen Glauben nicht nur durchdacht, sondern auch moralische Forderungen aufgestellt, die zu erfüllen für den Eintritt ins Himmelreich unabdingbar waren. Jesus aber formu-

«Ich kenne die Angst, wenn der Vater nachts nach Hause kommt, ich weiss, wie er einen anschaut. Ich fühle die Angst.»

.....

liert in den Gleichnissen und in der Bergpredigt ethische Kriterien wie etwa die Feindesliebe oder die bedingungslose Hingabe an den Nächsten. Viele Kirchen hören und hören in ihren Erwartungen an einen christlichen Lebensstil aber vor allem auf Paulus.

Woran merken Sie das?

Kürzlich hielt ich in der Streetchurch einen Input zur Recherche einer Journalistin im Rotlichtmilieu. Sie widerlegt die Mär, dass sich Frauen freiwillig prostituieren würden. Danach erzählte ein junger Mann, dass es für ihn ganz selbstverständlich sei, ins Puff zu gehen, wenn die Freundin keinen Sex mehr wolle. Trotzdem bezeichnet er sich als Christen. Bei den traditionellen Kirchgängern wären die Meinungen gemacht.

Und bei Ihnen?

Ich will nicht moralisch über diesen jungen Mann urteilen, sondern mit ihm offen und vorurteilsfrei im Gespräch bleiben. In solchen Situationen habe ich die Wahl, ob ich Jesus oder Paulus betone. Wenn wir, wie es der Apostel verlangt, alles aus der Gemeinde ausschliessen würden, die seinem moralischen Kodex nicht entsprechen, wären wir in der Streetchurch sehr schnell sehr einsam.

Aber Jesus stellt doch auch Forderungen. Oder müssen wir jetzt Prostitution bejahen, um nicht als Moralapostel zu gelten?

Ich lehne Prostitution weiterhin ab, weil sie Menschen entwürdigt. Aber ich möchte nicht mit einer moralischen Forderung an die Jugendlichen herantreten. Das bringt keinen Prozess in Gang. Vielmehr habe ich versucht, mit ihnen zu erarbeiten, wie sich der Geist Jesu zeigt. Was bedeutet sein Umgang mit Prostituierten, der sehr respektvoll war, für uns? Solche Diskussionen sind

nur möglich, wenn ich den Jugendlichen vorurteilslos begegne.

Sie sagten vorhin, Sie hätten sich in den letzten Jahren auch von eigenen moralischen Vorstellungen befreit. Von welchen?

Im Begleiten homosexueller Menschen merkte ich: Die Kirche und auch ich haben Menschen weh getan, weil wir ihre sexuelle Orientierung abgelehnt haben. Es ist leicht, mit Zitaten aus den Paulus-Briefen Homosexualität zu verurteilen. Aber was bedeutet das für Menschen, die so empfinden und Christ sein wollen? Es manövriert sie ins Abseits.

Hat sich Apostel Paulus also geirrt?

Ich glaube, wir dürfen Paulus als von Gott inspirierten Menschen sehen, der aber auch als Christ in seinen Ansichten von seiner pharisäischen Herkunft geprägt und auch – zumindest teilweise – in der strengen pharisäischen Moral gefangen blieb. Die Frage ist: Darf Paulus als Autor biblischer Schriften ein fehlbarer und damit hinterfragbarer Mensch bleiben?

Ihre Antwort lautet Ja?

Genau. Paulus vom Nimbus der Unfehlbarkeit zu befreien, hilft mir, mich konsequent an Jesus zu orientieren. Jesus ist stets unvoreingenommen auf Menschen zugegangen. Seelsorge funktioniert nur, wenn sich ein Mensch bedingungslos angenommen fühlt.

Sie sind Gefängnisseelsorger für jugendliche Straftäter. Da ist es wohl schwieriger, bedingungslos Ja zu sagen zu einem Menschen.

Natürlich ringe ich um Fassung, wenn mir jemand erzählt, wie er zwei Menschen umgebracht hat. Dieses Empfinden thematisiere ich in der Seelsorge. Möglich ist das jedoch erst, wenn ich mich so bedingungslos auf den Menschen einlasse, wie es Jesus vorgelebt hat.

Was macht die Gefangenschaft mit den Jugendlichen?

Erstaunlicherweise höre ich oft: «Es ist gut, dass ich im Gefängnis gelandet bin.» Insbesondere ein Untersuchungsgefängnis hat etwas Klösterliches. Hier hat ein Jugendlicher anfangs nicht einmal einen Fernseher, er ist viel alleine, an Wochenenden 22 Stunden am Tag. Das ist knallharte Konfrontation mit sich selbst. Darum bin ich als Seelsorger gern gesehen. Ich repräsentiere weder die Justiz, noch rapportiere ich.

Wie erleben Sie die Gespräche?

Selten ist das Delikt das erste grosse Thema. Im Zentrum steht der Schmerz über die eigene Vergangenheit, beispielsweise wenn jemand vom Vater jahrelang geschlagen wurde. Solche Erfahrungen brechen in der Haft regelrecht aus den jungen Menschen heraus.

Darüber zu reden, befreit?

Die Befreiung liegt im Geheimnis des Mitleidens. Ich bin überzeugt, dass man am Leid eines Menschen nur dann wirklich Anteil nehmen kann, wenn man Ähnliches erlebt hat. Viele junge Leute, die ich begleite, haben schwierige Beziehungen zu ihren Vätern, die oft mit Alkohol Probleme hatten. Mein Vater war auch Alkoholiker. Ich kenne die Angst, wenn der Vater nachts heimkommt, ich weiss, wie er einen anschaut. Ich fühle die Angst. Das ist es, was viele, die mir von ihren schlimmen Erfahrungen erzählen, als befreiend erleben. Denn ich weiss, wie es ist, unter solchen Umständen zu überleben. Darum bin ich heute einverstanden mit meiner Jugend.

Inwiefern?

Ich warf Gott lange vor, dass ich zu Hause zwanzig Jahre leiden musste. Heute verstehe ich, dass ich von Jesus gerufen bin, den Karfreitag der Menschen in der Welt, also ihr Leid, zu teilen. Aber ich tue es aus der Hoffnung von Ostern her. So konnte ich meine Geschichte akzeptieren. Kreuz und Auferstehung Jesu sagen uns: Leiden wird durch Mitleiden überwunden. Ein Neuanfang ist möglich.

INTERVIEW: FELIX REICH UND SABINE SCHÜPBACH

Frauen weiter benachteiligt

ISRAEL/ Dürfen Jüdinnen an der Klagemauer zusammen mit Juden beten? Die Regierung sagt Nein. Mit religiösen Gesetzen hat das aber nichts zu tun.

Wieder wird geklagt über die Klagemauer in Jerusalem. Der israelische Premier Benjamin Netanyahu machte jüngst mit einem Federstrich den 2016 ausgearbeiteten Kompromiss zu Makulatur. Damals sah ein von allen jüdischen Religionsgruppen akzeptierter Plan die Einführung einer gemischten Zone an der Klagemauer vor, in der Frauen und Männer zusammen beten dürfen. Aber Netanyahu widerstand dem Druck der beiden ultraorthodoxen Kleinparteien in seinem Kabinett nicht. Somit bleiben Männer und Frauen an der Klagemauer durch einen Zaun getrennt.

Netanyahus Beschluss, keine gemischte Zone einzuführen, löste vor allem unter amerikanischen Reformjuden, die in den USA die Mehrheit bilden, geharnischte Reaktionen aus. Aber auch die Jewish Agency, die als machtvolle Einwanderungsorganisation Diaspora und Israel miteinander verknüpft, kritisierte die Regierung öffentlich.

MÄNNERHOHEIT. Die Gründerin der jüdisch-feministischen Initiative «Women of the Wall», Anat Hoffman, kündigte an, dass ihre Organisation das Verbot nicht akzeptieren werde. Mehr als ein Vierteljahrhundert beteten die Aktivistinnen immer wieder mit Gebetsschal und Thorarollen vor der Klagemauer und liessen sich für die Provokation manches Mal ins Gefängnis stecken. Denn aus Sicht des ultraorthodoxen Rabbinats, das die Klagemauer kontrolliert, dürfen Frauen weder Gebetsschal tragen, noch laut aus der Thora vorlesen. In der gemischten Zone wäre ihnen das erlaubt gewesen.

Wie kommt der Rückschlag beim einzigen weiblichen Rabbiner der Schweiz, Bea Wyler, an? Sie gehört zu den wenigen deutschsprachigen weiblichen Rabbinern und hat das Amt in mehreren liberalen Gemeinden in Norddeutschland ausgeübt – oft befehdet von Traditionalisten. Genau diese Strömung hat sich durchgesetzt, um die liturgische Oberhoheit der Männer an der Klagemauer zu wahren.

Indes bleibt Wyler ganz altersweise: «Wir sollten der Verbissenheit der Ultraorthodoxen mit Schalk, Humor und Spott begegnen.» Natürlich gehört ihre Sympathie den feministischen Jüdinnen von «Women of the Wall». Schon deshalb, weil sie für einen religiösen Pluralismus eintritt und die Einmischung der Ultraorthodoxen ungeheuerlich findet. Aber sie stellt eine prinzipielle Frage, die in dieser Debatte so zugespitzt nur selten gestellt



Klagemauer: Männer und Frauen sind an der Mauer durch einen Zaun getrennt

wird: «Warum müssen Juden und Jüdinnen überhaupt an der Klagemauer beten?» Diese sei kein kultischer Ort, sondern die Aussenmauer, die nach der römischen Tempelzerstörung im Jahr 70 nach Christus erhalten geblieben sei. «Ich war schon oft in Israel. Aber zur Klagemauer hat es mich in den letzten Jahren nie gezogen.»

«Warum müssen Juden und Jüdinnen überhaupt an der Klagemauer beten. Sie ist kein kultischer Ort.»

•••••

BEA WYLER

EMOTIONAL AUFGELADEN. Nur als ein profanes Gemäuer will Jehoschua Ahrens die Klagemauer nicht sehen. Der Darmstädter Rabbiner, der bis vor wenigen Jahren in der Israelitischen Kultusgemeinde Zürich wirkte, anerkennt, dass historisch kein besonderer religiöser Zweck mit der äusseren Mauer verbunden sei: «Nehmen wir aber einmal an, vom Petersdom bliebe nach einer Zerstörung nur ein kleiner Mauerrest übrig. Dieser

steinerne Zeuge wäre für die Katholiken auch emotional aufgeladen.» So sei eben dieses letzte Erinnerungstück des Tempels für die Mehrheit der Juden weit mehr als aufeinander geschichtete Steine.

SYMBOL DER TOLERANZ. Ahrens treibt die Frage um: «Ist die Klagemauer gleichbedeutend mit einer Synagoge?» Dort sind Frauen und Männer zumindest im orthodoxen Judentum getrennt. Für die Mauer müsse dies nicht unbedingt sein, sagt der Rabbi. Seit fast 2000 Jahren hätten dort jüdische Männer und Frauen gemeinsam gebetet. Dass nun das ultraorthodoxe Rabbinat von Jerusalem, als Hüterin der Klagemauer, die liturgischen Regeln immer strenger auslegt, den Frauensektor stärker abtrennt und verkleinert, provozierte die Reformjuden, aber auch viele modernorthodoxe Juden. «Leider geht es da um politische Machtfragen», bedauert Ahrens und fügt hinzu: «Am besten man trennt die religiöse und politische Sphäre.» Sein Wunsch: «Die Klagemauer sollte zu einem Symbol der Toleranz und der Einheit des jüdischen Volkes werden. Jeder Jude und jede Jüdin sollte sich dort wohlfühlen, unabhängig der religiösen Überzeugung.» **DELPH BUCHER**

Mächtige religiöse Parteien

Die beiden ultraorthodoxen Parteien im Kabinett des konservativen Premiers Benjamin Netanyahu ziehen zurzeit politisches Powerplay auf. Nachdem sie 2015 in die Regierung einzogen, kippten sie bereits das Gesetz, dass die Thora-Schüler Wehrdienst leisten müssen. Jetzt annullieren sie den Klagemauer-Kompromiss und stärken mit einem Gesetz die Rolle des Oberrabbinats von Jerusalem. Diesem obliegt es, Konversionen zum Judentum anzuerkennen.

KINDERMUND



ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENING

VON TIM KROHN

Krach, Dreck und Wut – Weihnachten auf Australisch

Als ich heute in den Garten kam, um den Bohnen eine Rankhilfe zu geben, machte Bigna sich in der Igel-Ecke zu schaffen. Dort lagerte ein Haufen Schnittholz. «Pass auf die Brennnesseln auf», rief ich ihr zu, doch sie stapfte zielstrebig ins Dickicht und zerrte unseren alten Weihnachtsbaum hervor. Er war tot, alle Nadeln abgefallen, ein paar Goldfäden mit Resten von Staniolpapier und etwas Kerzenwachs machten ihn noch trostloser.

Sie schleppte ihn auf den Kartoffelacker. «Wozu brauchst du den?», fragte ich und half, den Fuss so einzugraben, dass der Baum stand. «Um Weihnachten zu feiern natürlich!», antwortete sie. «Ende Juni?», wunderte ich mich.

Doch Bigna hatte keine Zeit, mit mir zu diskutieren. Sie stieg auf den Eimer mit der Brennesseljauche, beugte sich übers Kompostgitter und wühlte im Küchenabfall (fast fiel sie hinein). Sie sammelte Apfel-, Bananen- und Gurkenschalen, Fenchelkraut, faule Kirschen mit Stiel und Rhabarberfäden, um damit den Baum zu schmücken. Sie bewarf ihn mehr, als dass sie ihn behängte, auch einen Regenwurm und zwei Nacktschnecken platzierte sie auf seinen Ästen.

«Ich weiss nicht, was das mit Weihnachten zu tun hat», bemerkte ich vorsichtig. «Gefällt er dir nicht?», fragte Bigna herausfordernd. «Wenigstens ein paar Kerzen sollte er haben», fand ich und bot an, im Haus welche zu holen. «Schliesslich ist Weihnachten das Fest des Lichts.» – «Sieh mal hoch», forderte sie mich auf. Wie meist bei uns war der Himmel tiefblau, die Sonne strahlte. «Ausserdem», sagte sie, «feiern auch die Australier im Sommer Weihnachten.» Dagegen konnte ich wenig sagen, und so widmete ich mich erneut den Bohnen. Erst als sie aus voller Kehle «Quai da not, soncha not» krächte, schrie ich gegen den Lärm an: «Auf Deutsch heisst es Schlaf in himmlischer Ruh.» – «Auf Romanisch auch», brüllte sie zurück, obwohl sie ja nun nicht mehr sang und nur ein paar Schwalben zu hören waren und eine Kröte, die in unserem Abwasser-schacht wohnte.

Ich pflückte ein paar Erdbeeren, teilte sie mit ihr und erklärte dann: «Für mich hat Weihnachten mit Stille zu tun, mit Reinheit und innerer Ruhe. Deshalb ist der Schnee so wichtig.» – «Die Australier haben aber nun mal keinen Schnee», antwortete Bigna mit funkelndem Blick. «Sollten sie deshalb keine Weihnachten haben? Im Sommer hat Weihnachten mit Krach zu tun, mit Dreck und Wut. Das ist auch wichtig. Hast du ein Feuerzeug? Dann zünden wir jetzt den Baum an.»

Die Autoren Tim Krohn und Richard Reich schreiben für reformiert. in alternierender Reihenfolge.

LEBENSFRAGEN

Wie würde Jesus sich an meiner Stelle verhalten?

FRAGE. Meine Mutter (89) lebt allein, dank Unterstützung der Spitex und meiner Schwestern. Ich helfe mit Gartenarbeiten, Technischem und Fahrdiensten. An mir und meiner Familie zeigt sie kein Interesse. Sie ist nur mit sich beschäftigt. Jüngst hatten wir einen Streit, der sachlich nötig, aber zu heftig war. Meine Mutter fordert eine Entschuldigung oder den Kontaktabbruch. Wie würde Jesus handeln?

ANTWORT. In meiner Sicht handelte Jesus stets sehr selbstbestimmt, aber auch liebevoll. Gerade auch seiner Mutter gegenüber – lesen Sie Markus 3,31-35 und Johannes 2,1-12. Daraus ergibt sich al-

lerdings keine klare Anweisung für Ihr Handeln. Sie müssen selbst entscheiden, selbstbestimmt und liebevoll.

Blieben Sie dabei echt. Überlegen Sie, was der Kontakt zur Mutter Ihnen Wert ist. Wie viel Veränderung können Sie ihr zutrauen? Sie schreiben, dass Sie sich nach dem Streit mit ihr nur für Ihre Heftigkeit im Tonfall entschuldigen können. Tun Sie das! Fragen Sie sich aber, ob sich eine weitere Auseinandersetzung lohnt. Oder genügt es, wenn Sie sagen: «Schau, wir haben unterschiedliche Vorstellungen und Bedürfnisse. Aber lass uns die Zeit, die wir haben, nicht mit Streit vergeuden.» Sie können ihr konkrete Hilfestellungen anbieten und ihr sagen, dass Sie sich über ihr Interesse an Ihnen und Ihrer Familie freuen würden. Zu Ihrer Selbstbestimmung gehört dabei, dass Sie nur das anbieten, was Sie auch wirklich leisten möchten.

Wahrscheinlich werden Ihrer beider Bedürfnisse nicht ganz erfüllt. So ist das

unter Erwachsenen. Wenn ich versuche, Ihre Mutter zu verstehen, denke ich: Sie erfährt Liebe wohl seit der Kindheit durch konkrete Handreichungen. Dagegen waren Anteilnahme, Interesse an anderen Menschen und Gefühle wohl immer zweitrangig. Im Alter braucht nun das Bewältigen des Alltags all ihre Kraft. Sich auf andere einzulassen, neue Verhaltensweisen zu lernen, verwirrt und überfordert sie.

Sie hingegen sehnen sich nach echtem Austausch auch auf der Gefühlsebene. Das ist legitim. Wahrscheinlich müssen Sie diesen Austausch aber leider in anderen Beziehungen leben.

LEBENSFRAGEN. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Marie-Louise Pfister (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie).

Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder per E-Mail: lebensfragen@reformiert.info



ANNE-MARIE MÜLLER ist Pfarrerin in der reformierten Kirchgemeinde Zürich-Höngg

«Heute hat die Kollekte ausgedient»

HILFSWERKE/ In den letzten Jahren sind deutlich weniger Spenden der Kirchgemeinden bei den Hilfswerken der reformierten Kirche eingegangen. Bernard DuPasquier, Geschäftsleiter von «Brot für alle», erklärt, warum.

«Insgesamt konnten wir seit 2012 zwei Millionen Franken weniger an unsere Partnerwerke verteilen», bestätigt Bernard DuPasquier, Leiter von Brot für alle (BFA). Die Entwicklungsorganisation der reformierten Kirche hat im innerkirchlichen Spendebetrieb ein wichtiges Mandat inne: Seit fünfzig Jahren sammelt sie im Rahmen der ökumenischen Kampagnen in der Passionszeit finanzielle Mittel von den Kirchgemeinden, die sie dann an ihre Partnerwerke Heks, Mission 21 sowie einzelne kleinere Werke für deren Projekte verteilt. Weil nun aber immer weniger Spenden von den Kirchgemeinden eingehen, hat Bernard DuPasquier kürzlich an der Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbunds (SEK) gefordert, «das nicht mehr zeitgemässe Sammlungskonzept» zu überarbeiten.

DIREKTE SPENDEN. Auf Nachfrage erklärt DuPasquier: «Der Spendemarkt ist kompetitiver geworden». Das habe die Werke in den letzten Jahren dazu gezwungen, eigene Fundraising-Instrumente bereitzustellen. Heute würden sie sich direkt an die Kirchgemeinden wenden. «Für diese ist es somit schwierig, nachzuvollziehen, warum sie über das ganze Jahr von den einzelnen Hilfswerken angefragt werden, während der Passionszeit aber für die gleichen Projekte an BFA spenden sollen.» Hinzu kommt laut DuPasquier eine «Verschiebung über die Zeit»: Vor fünfzig Jahren habe man in den Kirchgemeinden vor allem über die Kollekte gesammelt. Weil aktuell aber immer weniger Leute den Gottesdienst besuchten, habe diese Methode mehrheitlich ausgedient. «Heute überweisen die Leute ihre Spende meistens direkt und favorisieren dabei humanitäre Krisen.» Dies bekämen auch die kirchlichen Hilfswerke zu spüren.

Wie genau DuPasquier das kirchliche Spendewesen bis ins Jahr 2020 revolutionieren will, ist derzeit allerdings noch offen. Sicher ist bereits jetzt: Brot für alle will auch künftig für seine Partnerwerke sammeln. «Die Frage ist nicht ob, sondern wie.» SANDRA HOHENDAHL-TESCH



Klaus Trottmann und Sibylle Gambini am Kennenlernabend für Singles in Stäfa

Wenn die Kirche zum Date einlädt

PARTNERSCHAFT/ Das Pfarrteam der reformierten Kirche Stäfa brachte Singles zum Kennenlernen zusammen. Zwei Teilnehmende zeigen sich zufrieden.

«Dieses Jahr verheissen wir grad mal zwei Stäfner Pärchen den Ehesegen.» Das sei schlichtweg zu wenig, schrieben die beiden Pfarrfrauen Diana Trinkner und Monika Götte in der Einladung zum

aufrufen. Sie kenne viele Leute, die unfreiwillig Singles seien, sagt Trinkner. «Wir hoffen einfach, ein paar Menschen einander näherzubringen»

«Mir wurde bewusst: Irgendwann muss du raus aus deinem Schneckenhaus.»

KLAUS TROTTMANN

DER SINGLE-ABEND. Mit ihrer Einladung lagen die Pfarrfrauen jedenfalls richtig. Immer mehr junge und alte Frauen und Männer kommen an diesem lauen Sommerabend hoch zur Stäfner Kirche. Der Blick auf den tiefblauen See ist hinreissend, man hat sich schön gemacht trägt luftige Kleider, die Stimmung ist entspannt und erwartungsvoll zugleich.

Sibylle Gambini findet die Kennenlernaktion witzig, sie zeige, dass die Kirche anders sei, als viele Leute meinten. An diesem Abend ihren Traummann zu finden – daran glaubt die 45-Jährige nicht. Aber sie will die Idee unterstützen. «Ich finde es gut, wenn die Kirche offen und

unkonventionell auf die Leute zugeht.» Klaus Trottmann freut sich auf das Abenteuer, auf das er sich gleich einlassen wird. Als er die Einladung las, zögerte er erst, sich anzumelden. Tags darauf wurde ihm bewusst: «Irgendwann musst du raus aus deinem Schneckenhaus.»

Über fünfzig Frauen und Männer zwischen 26 und 84 sitzen inzwischen nach Altersgruppen geordnet in den Kirchen-

«Ich finde es gut, wenn die Kirche offen und unkonventionell auf die Leute zugeht.»

SIBYLLE GAMBINI

bänken. Sie werden nicht wie geplant von Diana Trinkner begrüsst, die notfalls ins Spital musste, sondern von ihrem Pfarrkollegen. Beim Spontaneinsatz beweist Michael Stollwerk Showmasterqualitäten. Er singt – «Everybody needs somebody» – und führt launig durch das von Trinkner vorbereitete Kennenlernprogramm. Zu allerlei Aussagen – tiefgründigen und spassigen – tun die Anwesenden mit grüner und roter Karte ihre Zustimmung oder Ablehnung kund. Und bekommen so schon einen ersten Eindruck voneinander.

Weil die Altersspanne zu gross und die Zahl der angemeldeten Männer zu klein war, passte das Pfarrteam der Anlass an. Auf das geplante Speed-Dating, bei dem sich eine Frau und ein Mann in ähnlichem Alter gegenüber sitzen und in kurzer Zeit möglichst viel übereinander herausfinden müssen, wurde verzichtet. Stattdessen wartet nach der Kennenlernrunde ein gemeinsames Apéro auf der lauschigen Terrasse neben der Kirche. Die Singles ziehen nach draussen, heften sich unterwegs ein Vornamensschild an und kommen rasch ins Gespräch.

DIE BILANZ. «Es war ein netter Abend mit netten Leuten, aber keine ernsthafte Dating-Plattform», sagt Sibylle Gambini am nächsten Morgen. Gerade in ihrer Altersgruppe sei das Verhältnis zwischen Männern und Frauen bei eins zu drei gelegen. Dennoch findet sie den Anlass wiederholenswert. «Vielleicht kommen die Männer ja noch raus aus ihren Häusern.»

Klaus Trottmann wiederum berichtet: Er habe tatsächlich einen Namen angekreuzt auf der Liste, die man ausfüllen konnte, um mitzuteilen, dass man jemanden besser kennenlernen möchte. Wenn die eine seinen Namen auch gewählt hat, werden beide bald die nötigen Kontaktdaten erhalten. Trottmann fügt an: «Ich habe mich zumindest schon aufs Sprungbrett gewagt.» CHRISTA AMSTUTZ

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

mission 21
evangelisches missionswerk basel

Horizonte weiten

Migration als Herausforderung
Dem Fremden nahe kommen
Mit Mario Erdheim, Sr. Anni Reinhard, Fana Asefaw, Roland Luzi u.a.

Samstag, 30. September 2017
10.00 – 16.30 h, Basel

www.mission-21.org/horizonte

IN TRAUER – ALLEIN?

Wochenende für Verwitwete,
für trauernde Partnerinnen und Partner

Samstag/Sonntag, 11./12. November 2017
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter, 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

TELEFON • CHAT • MAIL

Tel. 143
Die Dargebotene Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Die Meere und ihre Bewohner sind stark bedroht

JETZT HELFEN

WWF

We fly long-range too!

Alarm: +41 333 333 333
www.rega.ch

regag

Fetzen flogen keine, aber an der Disputation zum Reformationsjubiläum in einer katholischen Kirche hatten Differenzen Platz.

TÄGLICH AKTUELL
www.reformiert.info/news

LESERBRIEFE

REFORMIERT. 7.1/2017

MIGRATION. «Diese Tradition ist des Teufels»

VORBILD FRANKREICH

Mädchenbeschneidung ist schwere Körperverletzung und muss bestraft werden. Doch was, wenn die Eltern sagen, Grosseltern hätten das heimlich «erledigt» ohne ihr Mitwissen? Man hätte die Grauzone vermindern können, indem die Eltern ausdrücklich in die Verantwortung genommen worden wären: «Eltern sind verpflichtet, ihre Mädchen vor Genitalverstümmelungen zu schützen.» Wichtig wäre es, in der Schweiz das Modell aus Frankreich einzuführen. Dieses sieht vor, dass jedes Kind mit vier Jahren ärztlich untersucht wird. So wird das Verstümmelungsverbot zugunsten der Mädchen lückenlos durchgesetzt. Zu widerhandlungen werden mit unbedingter Haftstrafe geahndet und dies ist bekannt in der muslimischen Bevölkerung.

ALEX BAUERT, BERN

UNGEHEUERLICH

Thomas Illis Kommentar nennt die Dinge beim Namen: Gewalt, Verstümmelung, unermessliche Qualen, kein normales Sexualleben, etcetera. Im Artikel schreibt Sandra Hohendahl in verharmlosender Weise von: Beschneidung, Wunden, Klitoris-Vorhaut eingestochen oder entfernt. Sie verschweigt, dass bei so genannten «Beschneidungen» auch die Klitoris herausgeschnitten und die Vulva bis auf eine kleine Öffnung zugenäht wird – selbstverständlich alles bei Wachheit des Opfers und miserablen hygienischen Verhältnissen. Es gibt kaum Worte, die drastisch genug sind, um eine so ungeheuerliche Gewalttat und ihre Folgen zu beschreiben. Auch wenn es im Artikel in erster Linie um das Thema Migration geht und nicht um die Beschreibung der Genitalverstümmelung, sollen die Dinge trotzdem beim Namen genannt und nicht durch Unvollständigkeit und erträgliche Begriffe verharmlost werden.

ELISABETH SCHLATTER, DACHSEN

REFORMIERT. 7.1/2017

REFORM. Die Stadt Zürich ist der Megafusion einen grossen Schritt näher

CHANCEN UNERWÄHNT

30 von 34 Kirchgemeinden haben Ja zum Zusammenschluss zur Kirchgemeinde Zürich beschlossen. Im Artikel von Stefan Schneider wird zwar der Präsident des reformierten Stadtverbandes Zürich zitiert. Vor allem nehmen aber Statements der drei ablehnenden Kirchgemeinden viel Platz ein. Keine einzige der befürwortenden 30 Kirchgemeinden kommt zu Wort. Dabei wäre Einiges zu sagen zu den Chancen des Zusammenschlusses, das der reformierten Kirche eine Dynamik für eine vermehrte Profilierung gibt. Das nennt sich offenbar ausgewogene Berichterstattung.

UELI SCHWARZMANN, ZÜRICH

REFORMIERT. 6.1/2017

REFORMATION. Der katholische Blick auf die feiernden Reformierten

VIEL TRENNENDES

Es erstaunt schon, dass ausgerechnet im Jubiläumjahr der Reformation ökumenische Fragen fast überall als Hauptanliegen der beiden christlichen Bekenntnisse dargestellt werden und das Trennende nicht oder kaum thematisiert wird. Dabei sind es die Unterschiede, die einer Verbindung der beiden Konfessionen im Wege stehen.

MARKUS MINDER, MURI

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

GOTTESDIENSTE

Sommertagesdienst. Jazzige Klänge mit der bekannten Formation «Three for the Blues» – Janet Dawkins (Gesang), Ralph Zöbeli (Kontrabass, Saxophon), Pfr. Martin Günthardt (Piano, Liturgie), Pfr. Jens Naske (Liturgie). **6. August**, 10 Uhr, ref. KGH, Innenhof, Ackersteinstr.186, Zürich-Höngg. Anschliessend Würste vom Grill, Brot und Getränke. Bei schlechtem Wetter im KGH.

Politischer Abendgottesdienst.

«Die strahlende Schöpfung». Die Insektenforscherin Cornelia Hesse-Honegger zeichnet seit vielen Jahren radioaktiv verstrahlte Wanzen und Marienkäfer. **11. August**, 18.30 Uhr, Wasserkirche, Limmatquai 31, Zürich.

Taizéfeier.

Meditative Lieder, kurzer Gedankenanstoss, Abendmahl. Pfrn. Miriam Gehrke (Liturgie), Jasmine Vollmer (Harfe). **11. August**, 19–20 Uhr, ref. Kirche St. Niklaus, Stettbachstr. 57, Zürich-Schwamendingen. Einsingen um 18.30 Uhr.

Abendfeier.

In der Reihe «Licht und Klang». Churfürstentörl Alt St. Johann-Unterwasser, Katja Bürgler-Zimmermann (Leitung), Helga Varadi (Orgel), Pfrn. Anne-Käthi Rüegg-Schweizer (Liturgie). **26. August**, 18.15 Uhr, ref. Kirche, Rösslirain 2, Zollikon.

TREFFPUNKT

Grillabende. Tische und Stühle unter Platanen, direkt neben einer Spielwiese. Eingefuertes Grill und Getränke sind da, das Essen bringt man selber mit. Bei Regen fällt der Abend aus. **3./10./17. August**, ab 18 Uhr, ref. KGH Saatlen, Platanenweg, Saatlenstr. 240, Zürich.

Musical.

«Zwingli auf TV-Zrrikk». Singspiel von Andrew Bond. Kinder aus Zürcher Kirchgemeinden. **19. August**, 17 Uhr, ref. Kirche Balgrist, Lenggstr. 75, Zürich.

Summer-Kafi.

Tische, Stühle, Kaffeemaschine, Mineralwasser, manchmal Kuchen. Jeden Dienstag bei schönem Wetter. Das Kafi hat Sommerpause. Wiedereröffnung: **22. August**, 15.30–18 Uhr, bei der ref. Kirche Oberstrass, Stapferstr. 58, Zürich.

Singcafé.

Für Menschen mit Gedächtnisschwierigkeiten und

TIPP



Stöbern auf dem Flohmarkt

MARKT

Viele günstige Trouvaillen für einen guten Zweck

Der ökumenische Flohmarkt findet nur alle drei Jahre statt und ist ein Grossereignis. Der Erlös – 2014 waren es 45 000 Franken – geht an Projekte im In- und Ausland. Ausser Kleidung gibt es so ziemlich alles zu kaufen, fürs leibliche Wohl sorgt eine Festwirtschaft. Waren kann man vom 21.–24. August (9–11/16–20 Uhr) und am 25. August (9–11 Uhr) abgeben. Was nicht angenommen wird, steht auf der Website.

FLOHMARKT ZÜRICH-HÖNGG. 26. August, 9–17 Uhr, 27. August, 11–15.30 Uhr. Im und ums ref. KGH, Ackersteinstr.186, Zürich. 043 311 40 60, www.refhoengg.ch

für alle, die einfach gerne Singen. Angebot von Spitex Zürich Limmat und ref. KG Oberstrass. **25. August**, 14–17 Uhr, ref. KGH Oberstrass, grosser Saal, Winterthurerstr. 25, Zürich. Offener Beginn und Schluss, Keine Anmeldung nötig. Info: www.kircheoberstrass.ch, Monika Hänggi 044 253 62 81.

Biografisches Schreiben. «Das eigene Leben erzählen». Referat von Elisabeth Moser, Journalistin, Poesie- und Bibliothekarin. Frauentreff des Evangelischen Frauenbunds. **26. August**, 9–11 Uhr, Restaurant Krone, Marktgasse 49, Winterthur. Eintritt inkl. Frühstück: Fr. 25.–.

Fest. «Kirche am Büli-Fäscht». Turmbauen mit Parkethölzli in der Kirche am Samstag- und Sonntagnachmittag. Am Samstag bis 22 Uhr, am Sonntag bis 17 Uhr laden Decken auf dem Kirchenhügel und festliche Tische vor der Kirche zum Picknick. Auftritt Turmbläser: Freitag, 18 Uhr, Sonntag, 16 Uhr. Geführte Turmbesteigungen an allen Abenden. **25.–27. August**, ref. Kirche Büllach. www.refkirchebuelach.ch

Impulse und Podium. «Reformation gestern und heute». Öku-

menische Veranstaltung zum Reformationsjubiläum. Pfr. Adrian Lüchinger, Diakon Stephan Kaiser, Pastor Matthias Wuttke, Pfrn. Hanna Läng, Pfr. Daniel Frei. **29. August**, 19.30 Uhr, kath. Pfarrzentrum St. Josef, Burghaldenstr.7, Horgen. Anschliessend Apéro mit offener Diskussion. www.kath-horgen.ch

Führung. In der Reihe «Gaumenfreuden». «Nahrung für die Götter», Speiseopfergabe im Hindu-Tempel. Teilnahme am Ritual und anschliessendes Essen. **30. August**, 18.30 Uhr, Sri Sivasubramaniam Tempel, Sihlweg 3, Adliswil. Info/Anmeldung bis 23.8.: www.forum-religionen.ch, 044 252 46 32.

Openair-Kino. Zwei grossartige Komödien. Freitag: «Monsieur Claude und seine Töchter», Philippe de Chauveron (F 2014). Samstag: «Vaya con Dios», Zoltan Spirandelli (D 2002). Ab 18 Uhr: Gastronomie mit Salaten, Sandwiches, Würsten, Kuchen. Ab 20 Uhr: Kinderbetreuung. **1.+2. September**, 20.15 Uhr, Wiese beim ref. KGH Enge, Bederstr. 25, Zürich. Eintritt frei. Erlös aus Gastronomie zugunsten der Schweiz. Blindenbibliothek. www.kirche-enge.ch

KLOSTER KAPPEL

Seminar. «Hagios – Gesungenes Gebet». Kontemplation und geistliche Kanons und Gesänge aus dem Hagios-Zyklus des Kursleiters. Leitung: Helge Burggrabe, Komponist, Flötist. **8.–10. September**. Freitag, 18 Uhr, bis Sonntag, 13.30 Uhr. Kosten, zzgl. Pensionskosten: Fr. 240.–

Kloster Kappel, Kappel am Albis. Info/Anmeldung: 044 764 88 30, www.klosterkappel.ch

KURSE/SEMINARE

Freiwilligenarbeit. Projekt «Wegbegleitung» des ref. Stadtverbands Zürich. Menschen in Alltagsfragen und Krisensituationen begleiten. Eine Vereinbarung bestimmt die Aufgabe, den Zeitpunkt und die Dauer der Begleitung. Mit Einführungskurs. Informationsabend: **23. August**, 19.30–21 Uhr, Haus am Lindentor, Hirschengraben 7, Zürich. Info: www.zhref.ch/wegbegleitung, Barbara Morf Meneghin 043 311 40 62.

KULTUR

Mittagskonzerte. «Orgel um 12». Eine halbe Stunde Orgelmusik mit verschiedenen OrganistInnen. **19. August–7. Oktober**, jeweils samstags, 12–12.30 Uhr, Grossmünster Zürich. Eintritt: Fr. 5.–, inkl. Ticket Turmbesteigung. www.grossmuenster.ch (Suche: Orgel um 12).

Theater. «Nimm mich mir». Die Bitte des Niklaus von Flüe ist der Titel dieser «szenischen Recherche». Drei Schauspieler ringen um eine persönliche Antwort. Annette Wunsch, Bodo Krumwiede, Ingo Ospelt (Schauspiel), Hannes Glarner (Regie), Philippe Dätwyler (Produktion). **24. August**, 18 Uhr, ref. KGH Enge, Bederstr. 25, Zürich. Eintritt frei – Kollekte.

Konzert. Werke von Louis Vierne und Maurice Ravel. Philipp Mestrinel (Orgel, Klavier). **27. August**, 19.15 Uhr, ref. Kirche, Horgen. Eintritt frei – Kollekte.

Orgelfestival. Sechs Konzerte mit Pop, Jazz, Klassik, Folklore, Rock, Film, vier davon nicht nur mit Orgel. Erstes Konzert: Orgelmedleys aus Jazz und Pop. Jean Martyn (GB). **27. August**, 19 Uhr, ref. Kirche, Uster. Eintritt: Fr. 25.–, bis 18 gratis. www.orgelfestival.ch

TIPPS



Weltacker 2000 m²

SCHAUGARTEN

DIE TOUR AUF DEM GLOBALEN ACKER

Teilt man die weltweite Anbaufläche durch acht Milliarden Menschen, bleiben 2000 Quadratmeter für jeden Erdbewohner übrig – genug, um alle restlos satt zu machen. Aber vieles, was auf dem «Weltacker» angebaut wird, bestimmen die Bewohner der nördlichen Halbkugel und konsumieren damit indirekt Land des armen Südens. Der Modellacker von 2000 Quadratmeter macht erlebbar, was sich hinter

Ziffern – 800 Millionen Menschen leiden Hunger – verbirgt. Mais, Soja und Weizen für die Fleischproduktion beanspruchen grosse Teile des Weltackers, während Gemüse nur ein Fleckchen Land braucht. In Nuglar SO bei Basel kann nun en miniature die Welternährungssituation studiert und es kann auch nachgeschaut werden, was diverse Mahlzeiten an Land verbrauchen. Für Currywurst mit Pommes sind es vier Quadratmeter. **BU**

2000 QUADRATMETER. Nuglar SO. www.nuglargaerten.ch/2000m2/

KOCHBUCH

DIE SUPPE FÜR WÄRME UND TROST

Mit siebzig Lieblingsrezepten aus aller Welt – mit einem Vorwort von Rafik Schami – unterstützt die Fotografin und Autorin Barbara Abdeni Massaad die Hilfsorganisation «Schams e.V.». Der Erlös geht zu hundert Prozent an syrische Flüchtlingskinder. **KI**

SUPPEN FÜR SYRIEN. 70 Lieblingsrezepte aus aller Welt, Barbara Abdeni Massaad, Dumont-Verlag 2017, Fr. 44.50, claudia.simons@dumont.de

Kochen für Syrien



Kochen für Syrien

Randen-Gazpacho



Randen-Gazpacho

FOOD-BLOG

DER KREATIVE BLOGGER OHNE KOMMERZ Fürs bewusste Geniessen braucht es Inspirationen. Koch-Blogs gibts dafür en masse – mit viel Werbung. Robert Sprengers Blog dagegen kommt kreativ und ohne Kommerz daher, Kulinarisches vermischt sich hier mit Kreativem und Kulturellem. Einer der besten deutschsprachigen Koch-Blogs! **BU**

LAMIACUCINA. Robert Sprenger, www.lamiacucina.blog

reformiert.

Impressum

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern - Jura - Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 708 050 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuizen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Felix Reich (fmr), Stefan Schneider (sts), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär

reformiert. Zürich

Auflage: 230 812 Exemplare (WEMF)
Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich
Präsidentin: Undine Gellner, Wadenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

Redaktion und Verlag

Postfach, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Stadt Zürich: 043 322 18 18, info@i-kg.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen.winterthur@zh.ref.ch
Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@schellenbergdruck.ch
Tel. 044 953 11 80

Veranstaltungshinweise

agenda.zuerich@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Nächste Ausgabe

25. August 2017

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil





Die Glaubensbiografie auf dem Arm: Dan Tschanz trägt die Zahl 777 für göttliche Vollkommenheit und das Datum seiner Bekehrung

Der Tätowierer mit dem Glaubensarm

PORTRÄT/ Tätowierer, Töfffahrer und passionierter Koch – das ist Dan Tschanz. Und alles, was er macht, wird durch seinen Glauben bestimmt.

Man muss genau hinsehen bei der silbrig-schwarzen Harley-Davidson, die immer vor Dan's Tattoo Atelier in Wettingen steht. «Römer 12,21» und «Lukas 9,23» ist auf den ledernen Sattel gepinselt worden. Es sind diese zwei Bibelstellen, die für Dan Tschanz eine ganz besondere Bedeutung haben: Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu bekämpfen, sowie die Aufforderung Jesu, ihm zu folgen. Beide Verweise auf die Bibelverse hat sich Dan auch auf seinem «Glaubensarm», wie er ihn nennt, tätowieren lassen. Dort sind auch ein Jesusporträt, eine Taube als Heiliger Geist und das Boot des Menschenfischers Jesu zu finden.

SEIN EIGENER CHEF. Dan entspricht genau dem Bild, das man sich landläufig von einem Tätowierer macht: kräftig gebaut, Haare zum Rossschwanz gebunden, Arme und Beine flächendeckend tätowiert, Harleyfahrer, er hört gern Rockmusik. Seit zwanzig Jahren ist Tschanz Tätowierer von Beruf. Gelernt hat er das Handwerk in einem kleinen Ort in der früheren DDR. Wie er dazu kam, kann er nicht mehr sagen. Er zeichnete schon als

Knabe gern, und zudem hatte er genug von seiner Tätigkeit als Koch, die er bis dahin während vieler Jahre in Bündner und Tessiner Hotels und Restaurants ausgeübt hatte.

Ein passionierter Koch ist Tschanz geblieben, aber nur noch privat. Nun ist er sein eigener Chef. In den letzten zwanzig Jahren hat er schon einige Tausend Leute tätowiert. Darunter auch Pfarrer und Ärzte, denn heute, so erzählt er, liessen sich längst nicht mehr nur «Rocker, Knastis und Asoziale» tätowieren, sondern Menschen aus allen Schichten.

IN DER AARE GETAUFT. Einer seiner Kunden war ein Theologie- und Musikstudent, dem Dan Tschanz einen Dornenkranz unter die Haut stach. Der Kunde erzählte von Jesus und brachte ihn näher zum Glauben. Schnell trat Tschanz der Pfingstgemeinde bei, liess sich in der Aare taufen – das Datum 14.8.2005 auf seinem Arm zeugt davon.

Gott habe ihn auch von einem Tag auf den andern vom Rauchen befreit, ihn, der 25 Jahre lang bis vier Päckli pro Tag geraucht hatte. Die Pfingstgemeinde be-

Daniel Tschanz, 52

Aufgewachsen ist Dan Tschanz in Bellikon AG als Adoptivkind. Viele Jahre arbeitete er als Koch und im Gastgewerbe. Seit 1997 betreibt er in Wettingen sein eigenes Tattoo-Atelier. Seine bevorzugten Motive sind christliche und Maori-Motive, japanische Koi und Drachen. Nazismbole, Satanistisches, Totenköpfe und Namen von Ehefrauen und Freundinnen tätowiert er aus Prinzip nicht.

Video: www.reformiert.info/tschanz

sucht der Tätowierer nach Möglichkeit jeden Sonntag und liefert ihr auch einen Zehntel seiner Einnahmen ab.

Mit vierzig Jahren hat Tschanz zum Glauben gefunden, seither ist Jesus der Mittelpunkt seines Lebens. «Die Leute sollen wissen, dass ich Christ bin.» Das Evangelium zu verbreiten sieht er als seinen Auftrag. Nicht zwingend auf direkt missionarische Art, wenn er seine Kunden sticht. Doch jeder merke schnell in seinem mit religiösen Motiven vollbehangenen Atelier, dass er ein überzeugter Christ sei. Ein Kunde hat ihm einmal gesagt, er kenne keinen, der in so einfachen Worten das Evangelium zu verkünden wisse, das verstehe jeder Zehnjährige.

HOCHZEITSTAG AUF DEM ARM. Zu Hause aber ist sein Missionseifer nicht gefragt. Seine Frau, mit der er seit 1991 verheiratet ist – auch dieses Datum trägt er auf dem Arm – ist nicht gläubig. Tschanz betet, dass sie zum Glauben findet. Doch er teilt sie nicht mit Bibelsprüchen zu. «Ich kann nur ein Vorbild sein.» Sie müsse letztlich selber entscheiden, welche Form des Lebens sie wähle. **STEFAN SCHNEITER**

GRETCHENFRAGE

FEDERICA DE CESCO, SCHRIFTSTELLERIN

«Ich bin nicht gläubig, aber Jesus beeindruckt mich»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau de Cesco?

Ich bin nicht gläubig, sondern bin eingefleischte Darwinistin und Mystikerin.

Mit der biblischen Schöpfungsgeschichte können Sie nichts anfangen?

Bei den Ansichten der Kreationisten kann ich nur die Augen verdrehen. Ich glaube an die Evolution, dass die Erde wunderschöne Pflanzen, Bäume, Tiere und Menschen geschaffen hat. Wenn man etwas anbeten soll, dann die Erdmutter – wie die Indianer sagen. Der Rest ist Literatur.

Wie haben Sie es mit der Bibel?

Ich kenne meine Bibel und finde sie hochinteressant – vor allem aus archäologischer, historischer und symbolischer Sicht. Am meisten beeindruckt mich Jesus. Seine Aussagen sind für jede Zeit massgebend. Er spricht eine ethische Lebenslehre nicht nur aus, sondern lebt sie auch vor. Nicht wie andere Gestalten in der Bibel, die Wasser predigen, aber Wein trinken.

Ethik ist Ihnen wichtiger als Religion?

Die Menschheit braucht Ethik. Aber muss diese religiös geprägt sein? Kann sie nicht vom Humanismus bestimmt werden? Religionen wurden von Menschen erfunden. Das ist es, was ich nicht mag.

Wussten Sie schon immer, dass Sie Schriftstellerin werden?

Ich kann mich nicht erinnern, anders gelebt zu haben. Als Kind habe ich bereits Geschichten geschrieben. Mit acht Jahren lebte ich in Deutschland. In der Nachkriegszeit war Papier ein rares Gut. Da kam mir das in der Schule ausgehängte Religionsheft gelegen, um meine Geschichten dort rein zu schreiben.

Wovon handelt Ihr nächstes Buch?

Eine deutsche Übersetzerin und ein englischer Spion verlieben sich nach dem Ersten Weltkrieg. Doch ein Zusammenleben wird ihnen verwehrt. Sie schreiben sich Briefe, die aber nie ankommen. Das Buch «Der englische Liebhaber» basiert auf einer wahren Geschichte, die sich in meinem Familienkreis zugetragen hat. Ich fand die Briefe und wusste, das muss ein Buch werden. **INTERVIEW: NICOLA MOHLER**



Federica de Cesco, 79

Mit fünfzehn schrieb sie ihr erstes Jugendbuch «Der rote Seidenschal». Bis heute folgten weitere achtzig Bücher. Dazu zählen auch Romane für Erwachsene.

CHRISTOPH BIEDERMANN



BILDSTARK

PSALM 103,13

GOTT IST AUCH EIN VATER

Kein Gottesbild ist für mich naheliegender als die Vorstellung von Gott als einem Vater oder einer Mutter. Im Alten Testament ist die Metapher allerdings noch rar gesät; explizit wird Gott nur zweimal mit einem leiblichen Vater verglichen. Besonders eindrücklich in Psalm 103,13. «Wie ein Vater sich der Kinder erbarmt, so erbarmt der Herr sich derer, die ihn fürchten.» Spannend daran finde ich die dualistische Auffassung einerseits vom liebenden und fürsorglichen

und andererseits vom gebieterischen Vater: Nur wer ihn fürchtet, erfährt auch Zuneigung. Automatisch stellt sich mir die Frage: Darf die Elternliebe an Bedingungen geknüpft sein? Definiert sie sich nicht gerade dadurch, dass sie bedingungslos ist? So poetisch und sprachlich schön Psalm 103 auch ist: er zementiert das Bild eines autoritären Gottes. Für mich ist die Liebe von Gott als Vater und Mutter aber ohne Vorbehalt – so wie es das Gleichnis vom verlorenen Sohn versinnbildlicht. **TES**

Die Serie «Bildstark» geht ausgewählten Gottesmetaphern nach. www.reformiert.info/bildstark